Historien

und gute Schwänke

des Meister Hanns Sachs.

Herausgegeben

von

Konrad Spät genannt Frühauf.

Ed. v. Wolfgang Artaria Gesellschaft]

Pesth,
bei K. A. Hartleben.
1818.

G.H. BIBL. WEIMAR

Unter allen poetischen Naturen der früheren Kunstperiode Teutschlands hat mich immer vorzüglich der gemüthliche Hanns Sachs mit seinem treuherzigen Humor, der reinen Natur- und Weltansicht und so lebendigen Darstellungsgabe angesprochen; darum wage ich es, diese Auswahl von Historien und guten Schwänken der Lesewelt zu übergeben. Hanns Sachs ist bisher fast ausschließlich ein Eigenthum der Gelehrten und Kunsthistoriker geblieben; das größere lesende Publikum kennt ihn nur so viel, als es jenem beliebte, ihm mitzutheilen, — welches oft auf unrechte und entstellende Weise geschah — ja es gibt sogar recht belesene Leute, die mit einer Art von vornehmer Geringschätzung auf ihn herabschauen, weil man ihn einen Schuhmacher nannte, — und freilich heutzutage die Schusterpoesie nicht im besten Ansehen steht, und unsre Zeitgenossen höchstens die Poesie der Korbflechter annehmlich finden, — und man kann wohl dem, der bloß zu seinem Vergnügen liest, nicht mit gutem Rechte zumuthen, sich in die teutsche Sprache des sechs-

zehnten Jahrhunderts einzustudiren; selbst die vortreffliche neue Ausgabe der Werke des Hanns Sachs von Büsching hebt diese Schwierigkeit nicht auf, und da es unläugbar ist, daß seine freundlichen Lebensbilder wohl werth sind, einen modernen Roman von dem Lesetisch einer Dame oder eines sich bildenden Jünglings zu vertreiben, und, ohne weniger zu vergnügen, gewiß für Geist und Herz eine bessere Nahrung darbieten, so halte ich es für keine verwerfliche Arbeit, dieses Büchlein in die Welt gebracht zu haben, welches den Zweck hat, manchen mit dem ehrlichen Nürnberger zu versöhnen und zu befreunden.

Ich habe sogar den Schmuck der Verse und Reime größtentheils verschmäht, um den Leser gleichsam nur das innere Leben des gutmüthigen Nürnberger Dichters, von Formenglanz entblößt, kennen zu lehren; die Theilnahme des Publikums, wenn es mir gelingen sollte, mit diesem Versuche seinen Beifall zu gewinnen, würde mich zu erweiterten Versuchen ermuntern.

Der Herausgeber.

Inhalt.

König Artus und die Ehebrecher-Brücke . . Seite 1
Der Ursprung des böhmischen Landes und Reiches : 5
Die drei Söhne, so nach ihrem Vater schießen sollten . . . . . : 9
Die zwei Ritter in Burgund . . . . . : 12
Ritter Anastasius . . . . . : 16
Wie Theodorus vom Tode errettet ward . . : 22
Der Salbeistock . . . . . : 30
Der gütige Kaiser Trajan und die Wittfrau . : 32
Die rothe Thür mit den grünen Säulen . . : 35
Die vier christlichen Meiter . . . . . : 37
Die 15 Christen und 15 Türken, so auf dem Meere fuhren . . . . . : 40
Das Jubelfest in Nürnberg . . . . . : 43
Der Traum von der Hoffnung . . . . . : 47
Klagrede der wahren Freundschaft über das Volk christlicher Lande . . . . . : 53
Des Krieges Bild . . . . . : 58
Der Ritter in Frankreich . . . . . : 62
Gespräch mit einem Waldbruder . . . . : 66
Die menschliche Begierde, das schädlichste aller Thiere . . . . . : 70
Gespräch vom Zutrinken . . . . . : 74
Klagrede der neun Musen über Teutschland . : 78
Vergleichung des menschlichen Lebens mit den zwölf Monaten des Jahres . . . . . : 81
Das Labyrinth der Welt . . . . . : 93

Die Mägde im Pfung . . . . . Seite 101
Des Menschen Herz eine Mahlmühle . . = 105
Das Gespräch von der Wahrheit . . . = 107
Der Nachtigall drei gute Lehren . . . = 112
Des Teufels Ruhestatt . . . . . = 116
Das wüthende Heer der kleinen Diebe . . = 120
Der Müller und die Spitzbuben . . . = 124
Sct. Peter mit der Geiß . . . . . = 129
Der Bauer mit Himmel und Hölle und seinem Esel . . . . . = 133
Der Pfarrer und die Ehebrecher . . . = 135
Der Köhler und die Butterwecken . . . = 137
Der Hasen Klage . . . . . = 139
Das Bier-Turnier . . . . . = 143
Der Hausmägde Klagen . . . . . = 146
Der Frauen Klage über ihre Hausmägde . . = 149
Das Schlaraffenland . . . . . = 152
Die Hausmagd und der Junggesell . . . = 155
Die sieben Männer, welche über ihre Weiber klagen . . . . . = 161
Die sieben Frauen, die über ihre Männer klagen . . . . . = 166
Der Witwer und die drei Klagemänner . . = 171
Die neun traurigen Wanderer . . . . = 176
Der faule Lenz . . . . . = 179
Der redende Gulden . . . . . = 183
Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein . = 195
Kampfgespräch zwischen Sommer und Winter . = 202

König Artus
und
die Ehebrecher-Brücke.

Als König Artus in dem Reiche Britanien das Regiment führte, da ward er eines Tages gar sehr unmuthig und betrübt, daß ihn keiner zu trösten verstand, so sehr auch alle solches zu vermögen wünschten. Nun war aber am Hofe ein großer Negromant Fillius genannt, der fragte den König, was ihm fehle und ob er ihm vielleicht helfen könne?

Aber der König meinte, seine schwarze Kunst sey ihm gar zu nichts nütze, und wollte sein Anliegen ihm nicht eröffnen, bis Fillius wiederholt mit Bitten in ihn drang und er endlich begann:

Meister, ich habe heftigen Argwohn gegen meine auserwählte Gemahlin, daß sie ihre Ehre an einen schönen Ritter vergeudet habe.

Da antwortete der Schwarzkünstler:

Solches sollt ihr gar bald inne werden, und euch mit eigenen Augen überzeugen, ob ihr euch

nicht geirret habt. Aber der König entgegnete:

Wie wird dies angehen, ohne daß ein anderer etwas davon merket?

Und der Meister sprach:

Mit meiner Kunst kann ich dies gar leicht zuwege bringen, doch müsset ihr, o mein König und Herr! eine Brücke machen lassen, die ich durch meine Wissenschaft so zurichten werde, daß jeder, der darüber reitet, wenn er je zuvor die Ehe gebrochen, gewiß ins Wasser fallen muß, sobald ich mein Glöcklein erschallen lasse.

Der König gab dem Meister alle Arbeitsleute, die er hatte, und diese führte er vor die Stadt an den großen Fluß, über welche er in kurzer Zeit eine schöne Brücke aus lauter Werkstücken erbauen ließ. Das Pflaster auf derselben war von polirtem Marmorstein, und sie war nur 3 Spannen breit, auch hatte sie an keiner Seite eine Lehne oder Geländer, sondern ging überall abwärts so glatt, wie ein Spiegelglas. Mitten darauf setzte man einen Thurm, dessen Wände gar kunstreich erbaut waren, und als die Brücke ganz fertig war, ging Fillius dahin, und hing ein Glöcklein in den Thurm, da machte er drei Kreise in der Mitte der Brücke, und an beiden Seiten, darin er etliche Charaktere mit griechischen Worten eingrub, und nach seiner Kunst die Brücke zu seinem Vorhaben beschwur.

Als nun die Brücke ganz und gar bereit war, wurde es dem Könige angesagt; der aber schwieg, und ließ sich nichts merken. Er ließ alle Großen, Fürsten, Grafen und Herren seines Reiches an sein Hoflager entbieten, und auf sein Geheiß eilten die edlen Herren und Frauen von allen Enden nach der Hauptstadt, vor welcher er ein herrliches Lager von viel tausend köstlichen Zelten im weiten Felde hatte aufschlagen lassen. Dort pflegte man die edlen Gäste mit den erwähltesten Speisen und Getränken; Saitenspiel und Gesang vermehrte die Freude. Nach dem Essen ritt man auf die Jagd, und manche vertrieben sich die Zeit mit den edlen Ritterspielen, mit Laufen, Fechten und Springen. Doch hatte trotz aller Lustbarkeiten der König ein betrübtes Herz, und kein Mensch konnte errathen, was ihm sey.

Als nun das glanzvolle Hoflager 3 Tage und 3 Nächte in steten Freuden gewährt hatte, da bliesen die Trompeter aus, und zwey Herolde, die dazu bestimmt waren, verkündigten allen anwesenden Herrschaften, es werde Morgen früh König Artus über die schmale Brücke reiten, und bitte alle, ihm den Gefallen zu erweisen, und auf solchem Spazierritt ihn zu begleiten. Das war allen sehr lieb und angenehm, da keiner die geheime Bewandniß kannte, so es mit dieser Brücke hatte.

Früh kam das Hofgesinde, und alle stattlichen Gäste zu Rosse, so daß der Zug gar kein Ende nehmen wollte, und an dem Ufer des Flusses ein gewaltiges Gedränge entstand. Der Oberstihofmeister ordnete sie nun allesamt, und vor Allen ritt endlich König Artus voraus, ihm folgte die zarte Königin mit ihren Damen, nachdem ritten die Fürsten, Grafen und Ritter immer einer sittlich hinter dem andern. Da sie nun auf der Brücke sich befanden, ließ Fillius schnell sein Glöcklein erklingen, und als sich König Artus nach seiner Familie umschaute, da trat des Marschalls Pferd zu kurz, so daß es überstürzte, und Mann und Roß in das tiefe Wasser hinabfiel und gar nicht gesehen wurde. Da ging es an ein Fallen unter den hochadlichen Frauen und Herren, hier fielen drei, dort vier, dort zwei, wie in einem Turnier, und im Wasser begann alles untereinander zu zappeln und zu krappeln. Da schwamm ein Mann, und dort ein Roß und hie und da klimmten sie an dem Gestrüpp des Ufers tropfnaß wie die gebadeten Mäuse herauf. Doch geschahe niemanden etwas zu Leide in dem kalten Wasserbad, und sie ritten sämmtlich triefnaß nach Hause unter großem Gelächter und Kurzweil der übrigen, so trocken geblieben waren.

Niemand konnte die Ursache solchen Spaßes erfahren, und man meinte, daß solches von ohngefähr geschehen sey, aber der König, welcher

nun gar wohl wußte, woran er war, hatte eine herzliche Freude darüber, daß ihm seine edle Gemahlin treu geblieben und auch der Ritter, den er im Verdacht gehabt, fest auf seinem Roß sitzen geblieben war, zum Zeichen der Unschuld, und er bewirthete seine Gäste mit großen Kosten noch vierzehn Tage, worauf alles fröhlich von einander schied.

Der Ursprung des böhmischen Landes und Königthums.

Eines Tages bat ich einen Ehrenhold, daß er mich unterrichtete, wie das böhmische Reich seinen Anfang genommen; von welchem Volk seine Insassen abstammen, wer es zum wahren Glauben geführt, und wann es zum Königreich geworden sey?

Der Ehrenhold sprach:

„Gar gern will ich dir deine Fragen beantworten. — Das böhmische Reich hat seinen Anfang zu Abrahams Zeiten genommen, und es stammt das Volk von den Wenden, die sind vom Feld Sinear gekommen, aus Asia und Europa; aber aus dem Volk war einer aus edlem Geblüt Czechius genannt, ein Kroat, der sich der Herrschaft anmaßte, und das Land in Besitz nahm, welches unbebaut und voller Wälder war.

Dieser ließ die Bäume aushauen, und alles so bestellen, daß es bald von Leuten bewohnt wurde. Als sein Bruder Lech des Bruders Reichthum gewahrte, wie er Land und Leute regierte, und viele Aecker und Viehheerden besaß, so zog er gegen Aufgang, und schlug seine Wohnung in einem großen, ebenen, mit Wäldern bekränzten Lande auf, welches er Pohlen nannte, und gleich seinem Bruder zu großer Ehre und Herrschaft gelangte."

„So regierten die beiden Brüder lange und gewaltiglich, Czech über Böhelm, und über Pohlen Lech; aber als jener vom Tode abgerufen wurde, erwählten die Böhmen den Krokus zu ihrem Beherrscher, dem sie vor allen ihr Heil vertrauten."

„Krokus erbaute eine feste Burg auf einem hohen Berge an der Moldau, und als er starb, hinterließ er als Erben drey Töchter: Libussa, Brela und Therba, von welchen die älteste, Libussa, das Land an ihres Vaters Statt regierte, und die Burg Wissehrad mit festen Mauern umgab. Brela beschäftigte sich mit Bereitung kostbarer Arzneien, und Therba trieb die schwarze Kunst oder Zauberei."

„Aber nach einiger Zeit meinten die Böhmen, es schicke sich doch nicht, daß ein Weib allein das Regiment über ein so mannliches und großes Volk führen solle, und alles ordiniren, was die

Bewohner des Reiches zu thun und zu lassen haben. Als Libussa dieses erfuhr, sprach sie in einer Versammlung der Vornehmsten unter dem Volke folgende Worte:

„„Ich habe gar gelinde und sanftmüthig regieret; nun sollt ihr aber meiner Befehle frey seyn, und ich will euch einen Mann und Herzog geben, der euch regieren soll, und den ihr wohl ehren werdet. Geht hin und führet mein Pferd in das Feld, dann lasset es los, und folgt ihm, wohin es geht, bis es von selbst stille steht vor einem Manne, der im Felde sitzt, und will vor einem eisernen Tisch sein Nachtmahl essen. Merkt euch wohl, dieser wird mein Mann und euer Fürst.““

„Als die böhmischen Herren sahen, wie das Pferd ledig seiner Straße ging, so folgten sie ihm, wie es Libussa befohlen hatte, und gingen ihm immer nach, bis es im Felde vor einem Ackersmann stehen blieb, welchen man Primislaus nannte. Dieser hatte seine Pflugschar umgewandt, und war im Begriff, auf solcher sein Mahl einzunehmen, welches also sein Tisch von Eisen war.“

„Den Primislaus begrüßten sie als ihren Fürsten und Herrn, und setzten den werthen Gast zu Pferde, um ihn zu dem Hoflager der Libussa zu führen. Aber er hatte ein Paar Schuhe von Bast, und als die Herren sahen, daß er solche

sorgfältig bewahrte und mitnahm, frägten sie ihn, was er mit den schlechten Schuhen wolle? Er aber antwortete:"

„„Ich will diese schlechten Schuhe behalten und auf dem Wissehrad wohl verwahren, damit nach vielen Jahren meine Nachkommen wissen und erfahren, welch' einer aus aller Böhmen großer Zahl das fürstliche Regiment erhalten habe.""

So hat das Reich Böhmen angefangen, und es regierten selbes viele Herzoge nach einander, welche aber alle noch Heiden waren, bis sich endlich Borziwog bekehrte, und mit seiner Gemahlin zum christlichen Glauben überging. Sie erhielten beide die heilige Taufe von dem mährischen Bischof Methudius, und vieles Volk, alt und jung, folgte ihrem Beispiel, und hielt christliche Ordnung. Dieß geschah, als man nach Christi Geburt neun hundert und fünf zählte. Doch aber blieb Böheim noch immer ein Herzogthum, bis endlich Kaiser Heinrich V. in der großen Reichstagsversammlung zu Maynz vor allen Fürsten, Grafen und Herren den Wratislaus zum ersten König in Böheim ernannte, worauf der Kaiser ihm Mähren, Schlesien und die Lausitz zuwandte. Dieß geschah im Jahr 1086 (Obschon manche andere sagen, es sey Böheim schon zu den Tagen Kaiser Friedrich I. ein Königreich geworden.)

„Seithem haben viele Könige das böhmische

Reich beherrscht und selbes erweitert, vergrößert und verziert; auch ist die böhmische Krone zu den sieben Churfürsten beigezählt worden, durch welche die Wahl eines römischen Kaisers bestätiget wird, und ist solche große Ehrenwahl mehrmahls auf die böhmische königliche Majestät gefallen, so daß die Könige dieses Landes gar rühmlich im römischen Kaiserthum regiert haben."

„Also hast du kurz und gut den Ursprung des böhmischen Landes, welches Gott mit Gnaden segnen wolle, daß es immer schöner in königlichen Ehren erblühe."

Die drey Söhne, so nach ihrem Vater schießen sollten.

Es erzählt wahrhaftig die Chronika, wie im Königreich Sicilien vor vielen hundert Jahren ein König regierte, gar adelich und gut von Sitten; aber als er eine Gemahlin nahm, so trieb diese dennoch Buhlerei mit andern Fürsten und Herren, und gebar ihrem Gemahl den ersten Sohn, welcher im Ehebruch empfangen war. Als dieser aufwuchs, ward er schön und klug, und alle hielten ihn für den würdigen Erben des Thrones. Aber die Königin hatte nicht von ihrem sündhaften Leben gelassen, und noch einen zweiten Sohn geboren, der eben so wenig ihrem Herrn,

dem König, zugehörte. Dieser zweite Prinz wurde ein kühner Held, der niedlich ritt, und im Turnierspiel manchen Speer zerbrach; darum liebte ihn die Ritterschaft des Landes, und hielt gar viel auf ihn.

Als aber die Königin ihren zweiten Sohn geboren hatte, ging sie in sich, erkannte die große Sündhaftigkeit ihres Lebenswandels, ließ ab von ihrer Buhlerei, und wandte ihr Herz wieder zu ihrem königlichen Gemahl, welchem sie nachher einen Prinzen gebar, der an Leib und Seele seinem erlauchten Vater ähnlich und aller Tugenden voll war.

Mittlerweile war der König zu hohen Jahren gekommen und starb. Da wollte ein jeder von den ältesten Söhnen das Landesregiment an sich reißen, und sie stellten allerhand Meuterei und Unordnung an, um zu ihrem Zweck zu gelangen; der jüngste Prinz aber wurde gar verachtet, und Niemand gedachte seines guten Rechtes.

Da fühlte sich die Königin in ihrem Gewissen heimlich gepeinigt, und sie offenbarte den weisen Räthen und Fürsten des Reichs, wie von den drei Prinzen nur einer aus dem königlichen Ehebett entsprossen, die beiden andern aber in heimlicher Sündenlust erzeugt wären; doch erklärte sie ihnen nicht deutlich, welcher eigentlich von allen dreien der rechtmäßige Thronerbe sey, und um solches genau zu erforschen, hielten sie einen großen

Rath, worin sie den Ausspruch thaten, es sollten alle drei Prinzen mit Pfeilen nach dem Leichnam des alten Königs schießen, und welcher ihn am nächsten beim Herzen treffen würde, der solle König von Sicilien werden, und keiner ihm mehr das Regiment streitig machen.

Als diese Sentenz dem Volke durch viele Herolde kundgethan worden, grub man den todten König aus; und band ihn an einen großen Baum vor dem königlichen Palaste, worauf die Prinzen aus ihren Gemächern abgeholt wurden, um mit Pfeilen nach dem Könige zu schießen. Der älteste Sohn schoß mit frohem Muthe, und dem Vater in die Brust, worauf der mittlere Prinz die Armbrust spannte, und den Pfeil gerade zum Herzen des Königs sandte. Aber der jüngste weinte im tiefen Schmerz, und rief:

„Nimmer will ich nach meinem Vater schießen; viel lieber verlasse ich Land und Leute, und gehe in das Elend.“

Mit solchen Worten warf er Pfeil und Bogen aus der Hand, und wollte alsbald die Stadt verlassen; aber die Fürsten des Landes, welche mit weisem Sinne die Gerechtigkeit handhabten, erkannten aus der kindlichen Liebe, die sein Gemüth erfüllte, daß er allein derjenige sey, welcher im königlichen Ehebette empfangen worden, und sie riefen ihn zurück, bekleideten ihn mit der

Königswürde, und er regierte viele Jahre mit Weisheit und Gerechtigkeit.

Die zwei Ritter in Burgund.

Die burgundische Chronik erzählt ganz deutlich, wie im Jahr, da man 1450 nach Christi Geburt zählte, ein frommer Ritter lebte, Herr Lamprecht genannt, den Jedermann als einen guten und gerechten Mann kannte. Nicht weit von seiner Burg hauste ein Ritter, welcher der Streitecker hieß; der haßte und beneidete Ritter Lamprecht, weil er reicher und angesehener war, als er, auch eine schöne und fromme Gemahlin besaß. Solche Mißgunst und Bosheit des Streiteckers ging so weit, daß er jenem lange Zeit nach dem Leben trachtete, und als er ihn eines Tages einsam im Forst traf, nahm er ihn gefangen, und warf ihn in einen Thurm, wo allerhand böses Ungeziefer ihm das Leben sauer machte. Zum Lösegeld forderte er 3000 Goldgülden, und gebot der einsamen Frau, ihm solches Geld längstens binnen einem Monate selbst auf seine Burg zu bringen.

Als die schöne und tugendsame Frau, (welche alle ihre Burgen, Güter und Kleinodien verkauft und verpfändet hatte, um eine so große Summe zusammenzubringen) auf des Streiteckers Schlosse

erſchien, und das Löſegeld für ihren Herrn und Gemahl darbrachte, ſtrich er die Summe ein, und ſprach ſodann zu der frommen Frau mit höhniſcher Geberde:

„Deinen Mann gebe ich dir noch nicht zurück, wenn du nicht erſt eine Nacht bei mir ſchläfſt, und ſo du dich deſſen weigerſt, ſo muß er ewig im finſtern Kerker bleiben. Ja ich ſchwöre dir, daß er nicht eher wieder ans Licht der Sonne gelangen ſoll, bis du mein Begehren erfüllt haſt.“

Ob ſolcher gottloſer Rede erſchrack die Frau gar ſehr, und weinte bitterlich, daß ſie zu ſo großem Gut und Geld auch noch ihre Ehre verlieren ſollte. Und tief betrübt ging ſie zu dem Thurme hin, wo ihr Gemahl in ſchweren Eiſenbanden ſaß, und erzählte ihm durch ein Loch, wie grauſam der Streitecker mit ihr verfahren, auch welch' verbrecheriſches Anſinnen er ihr gethan, und fragte ihren Herrn, was ſie nun beginnen ſolle?

Nun liebte ſie zwar der Ritter über alles; weil aber ſein Gefängniß gar ſo ſchwer war, ſo antwortete er aus dem Thurme:

Herzliebſte Gemahlin! wenn es ſchon nicht anders ſeyn kann, ſo ergib dich willig darein, damit du mir das Leben retteſt, und ich will dich nimmer mit einem Vorwurfe über ſolche Untreue kränken.“

Die Frau entfernte sich in großem Leide, und schlief die Nacht bei dem tyrannischen Ritter. Als es Morgen war, und sie ihren Gemahl wieder zu umarmen verlangte, da ließ der Streitecker den alten Ritter Lamprecht vor die Burg führen, und ihm das Haupt abschlagen, und also, Ehren und Gutes beraubt, gab er der trauernden Hausfrau den todten Leib ihres Herrn zurück.

Unter großem Wehklagen führte die adeliche Wittwe den verstümmelten Leichnam heim, ließ ihn mit allen Ehren begraben, und machte sich sodann auf den Weg zum Herzoge von Burgund, dem sie mit zahllosen Thränen die Unthat des Streiteckers erzählte.

Der Herzog ließ alsbald den bösen Ritter an sein Hoflager laden, wo er mit allen Ehren empfangen, und in das Gemach des Herzogs geleitet wurde; doch war er kaum in selbes getreten, als durch eine andere Thür die Rittersfrau eintrat, in ein schwarzes Trauergewand verhüllt. Der Schalk that, als ob er sie nimmer gekannt hätte; aber der Herzog redete ihn an und sprach:

„Schau diese Frau, aus edlem Stamme, und schön und anmuthiger Gestalt — sie hat keinen Mann, und weil du auch noch unbeweibt bist, so däucht uns, sie schicke sich gar wohl für dich, daher wollen wir euch zusammengeben.“

Der Streitecker erschrack über diese Worte,

denn er erinnerte ſich ſeiner Schandthaten und Todtſchlages, und erwiederte:

„Verzeiht, gnädigſter Herr! aber ich muß euch geſtehen, daß ich gar nicht heirathen will.“

Da ſah ihn der Herzog grimmig an, und rief: „Streitecker! du mußt thun, was wir befehlen, oder es koſtet dir noch heute dein Leben.“

Als der Ritter ſah, daß alles Weigern fruchtlos ſey, ergab er ſich in des Herzogs Willen, und verſprach, die ſchöne und tugendhafte Frau zum ehelichen Geſpons zu nehmen. Der Herzog legte ihre Hände in einander, und ſprach zum Streitecker:

„Nun ſetze dich nieder und ſchreibe den Ehe-Contract, in welchem du deiner Gemahlin all dein Hab und Gut, Burgen, Kleinodien und Geld verſchreiben muſt.“

Da antwortete der Streitecker demüthig:

„Alſobald, gnädigſter Herr! will ich heim reiten, und die Zahlbücher und Schuldbriefe bringen.“ —

Aber der Herzog fiel ihm in das Wort, und entgegnete heftig:

„Nein, du ſollſt hier bleiben, und nicht eher dieß Gemach verlaſſen, bis du deiner Gemahlin all das Deinige verſchrieben haſt.“

Da mußte ſich der Ritter bequemen, des Herzogs Willen zu vollziehen, ſo hart ihm auch dabei geſchah; und als die Urkunde vollendet war,

besiegelte er sie unter schweren Seufzern mit seinem eigenen Petschierring. Der Herzog schrieb seinen Namen als Zeuge unter die Schrift, und ließ sie auch von allen seinen Räthen bestätigen; worauf er das Urtheil aussprach, dem boshaften Schalk sogleich den Kopf abzuschlagen.

Mit großen Bittworten fiel der Streitecker dem gerechten Fürsten zu Füßen; aber er fand kein Gehör, und der Herzog ließ ihm alsbald thun, wie er dem frommen Lamprecht gethan, und reichte der edlen Rittersfrau den Schenkbrief mit folgenden Worten:

„Nimm dieß, so hast du wieder Ehr und Gut zurück erhalten.“

Die Frau dankte dem Herzog in den demüthigsten Redensarten für seine grosse Güte und Gerechtigkeit, und zog in ihr neues Besitzthum ein.

O möchte doch stets so ohne Liebe und Gunst und Ansehen der Person, nur nach dem wahren Recht, belohnt und bestraft werden.

Ritter Anastasius.

In der uralten Stadt Ravenna wohnte einst ein junger Edelmann, mit Namen Anastasius, der sehr reich, schön und wohlgebildet war, und über die Maßen in Liebe entbrannt für eine holdselige Jungfrau aus dem edlen Geschlecht der

Traversini. Das Fräulein war schön und züchtig und verdiente wohl, daß ein edler Ritter ihr seine Liebe weihte, aber als Anastasius auf seltsame Weise um ihre Hand warb, da schlug sie ihn gänzlich aus und blieb ungerührt bei all dem Dienstfeifer, welchen er ihr bezeigte, so, daß der unglückliche Ritter über ihren Stolz und Kaltsinn schier wahnsinnig wurde und oft sich selbst den Tod zu geben vornahm; dann beschloß er wieder sein Herz ganz von dieser Grausamen abzuwenden, allein alle seine Anschläge waren fruchtlos und je mehr seine Hoffnung schwand, desto höher loderte die lichte Liebesflamme in seinem Gemüthe, bis endlich seine Verwandten und Freunde, die sahen, wie er in einer unseligen Leidenschaft dahin schmachte, ihn bewogen, auf eine Zeitlang die Stadt zu verlassen, und sich auf seine Güter zu begeben, ihn tröstend, daß vielleicht binnen dieser Zeit sich sein Glücksstern wenden möchte.

Solche wohlgemeinte Bitte erfüllend, ritt Anastasius ganz trostlos auf seinen Herrnsitz, und hielt dort (es war nur 3 Meilen von der Stadt entfernt) ehrlich aus, lud seine Freunde zu Jagd und Schmaus und wandte alles an, seinen Kummer zu zerstreuen; aber er blieb stets gleich betrübt und es war ihm am liebsten, wenn er ganz allein in den Wald gehen konnte, um seinen Träumereien nachzuhängen; also wandelte er auch eines Tages im dunklen Forst, und da es anfing

Abend zu werden, hörte er einen gar kläglichen Ton, der durch den Wald erscholl, und als er aus seinem tiefen Leide aufgeschreckt, zwischen die Bäume hinschaute, da sah er ein mutternacktes, aber wunderschönes Weib mit fliegendem goldgelben Haar über den Weg laufen; ihr zarter Leib war aller Orten verwundet und von Dornen zerrissen, und neben ihr liefen zwey Jagdhunde, die bissen sie gar mörderlich in den Seiten, daß das rosenrothe Blut über die schneeweißen Glieder floß — und hinter ihr sprengte ein Ritter einher auf einem kohlschwarzen Roß und mit grimmig gezücktem Schwert, gleich als wolle er das wehrlose Frauenbild tödten, die in großem Jammer um Rettung und Hülfe rief. Da brach Ritter Anastasius, der ganz ohne Waffen war, einen starken Ast von einem Baum herunter, und stellte sich damit dem verfolgenden Reiter in den Weg, ihn also ansprechend:

„Das steht einem edlen Manne nimmer zu, ein nackend und wehrloses Weib, gleich einem wilden Thiere zu hetzen!"

Jener aber antwortete dem Ritter:

„Wohl magst du deine Kraft anderswo brauchen, eine Unschuld zu vertheidigen; hier aber, Anastasius, laß mich Gottes Urtheil vollbringen."

Da versetzte Anastasius:

„Mit nichten, bis du mich von deinem Begin-

nen unterrichtet haſt. — Wer biſt du, daß du mich beim Namen nenneſt?“

Und der Fremde entgegnete:

„Wie ſollt ich dich nicht kennen, da ich aus Ravenna deiner Vaterſtadt geboren bin? — Man hat mich Herr Guido genannt, und ich war ein ſtattlicher Rittersmann, als ſie dich noch auf den Armen herum trugen, und damals hat mich die Liebe verblendet und mein Herz für die härteſte aller Frauen entflammt, die mich ſo ſehr gekränkt und verachtet, als es dir nun auch geſchehen iſt, aber ich verlor allen Muth, und als ich den letzten Hoffnungsſchein verloren hatte, durchſtach ich mich mit dieſem Schwerte, und wurde verdammt, als die Grauſame bald nachher ebenfalls ſtarb, und in die Vorhölle kam, daß wir zuſammen Qual leiden müſſen, bis an den jüngſten Tag. So muß ſie immerfort vor mir fliehen, und ich ihr nachjagen, ſo oft ich ſie ergreife, muß ich ſie zur Rache für meinen ſchmählichen Tod mit dieſem Schwert durchbohren, dann ſchneide ich ihr die Bruſt auf, und reiße das kalte liebloſe Herz heraus, es dieſen Hunden vorzuwerfen, die es zerfleiſchen und zerbeißen, — dann ſteht das Weib wieder auf und flieht mit verdoppelter Schnelligkeit, wie du es ſelbſt mit anſehen wirſt, und ſolche traurige Jagd muß ich alle Freytage um dieſe Stunde und an dieſem Orte vollbrin-

gen, denn bis dahin ist ihr immer wieder ein falsches Herz in der Brust gewachsen."

Als der Geist diese Worte gesprochen hatte, trat der Jüngling zurück, und alle seine Haare fingen an sich emper zu sträuben, da er die grausame That mit anschaute, denn eben ergriffen die beiden Hunde das Frauenbild und der herzueilende Ritter stach ihr das Schwert mitten durch die Brust, die er sodann aufschnitt und das Herz heraus riß, es den Hunden vorwerfend, die es gleich grimmigen Löwen aufaßen. Nachher erhob sich das Weib wieder und floh eilenden Laufes in den Wald hinein, wohin ihr Reiter und Hunde folgten, und alsbald den Blicken des erstaunten Ritters entschwanden, der über dieß Gesicht gar sehr nachsann, und als seine Furcht vorüber war, einen Entschluß faßte, aus selbem einen großen Nutzen zu ziehen; er merkte sich nämlich Tag und Stunde sehr wohl, sagte aber, als er heim kam, keinem Menschen ein Wort, sondern schrieb an einen Freund nach Ravenna, er möge so gefällig seyn und den Herrn Paul Traversini, sammt seiner edlen Hausfrau und ihrer schönen Tochter für den künftigen Freitag auf seinen Rittersitz zu Gaste laden; dann ließ er ein prächtiges Gastmahl zubereiten und empfing seine werthen Gäste mit der größten Freundlichkeit, und führte sie in den Wald, wo er an derselben Stätte die Tische hatte aufschlagen, und mit Blumen und allerhand

Zierathen reich ausschmücken lassen. Das Gastmahl war so reich mit allerhand Leckerbissen bestellt, daß sich die Gäste wunderten, wo er auf dem Lande das alles hatte zusammenbringen können; aber als man den Nachtisch verzehrte, fing die wilde Jagd zu toben an, welche vor acht Tagen den Ritter so erschreckt hatte, und als sie alle vom Tische aufstanden, um zu sehen, woher dieß fürchterliche Getöse, da sahen sie das nackende Frauenbild durch den Wald rennen, welches wieder gar kläglich weinte und schrie; ihr folgte der Ritter und seine Hunde. Einige von den anwesenden Herren wollten die verfolgte Weibsperson in Schutz nehmen, aber der Ritter zeigte ihnen alles so haarklein an, wie er es dem Anastasius verkündet hatte, — da zogen sich alle zurück und mußten es mit ansehen, wie er grausam das Weib mit seinem Schwert durchstach, ihr das Herz heraus riß und seinen Hunden zum Fraß vorwarf. Als nun die Geister im Walde verschwunden waren, da wunderten sich alle Gäste des Ritters, und einige Alte darunter hatten Herrn Guido und seine grausame Schöne wohl gekannt, und ihn vormahls gar sehr bedauert, da er sich vor schwerem Leid das Leben nahm, die sprachen lange über diese Geschichte, bis die zarte Jungfrau sich ein so trauriges Beispiel zu Herzen nahm, und gar sehr bereute, den edlen Anastasius so hart behandelt zu haben; aus großer

Furcht und Schrecken wurde sie ihm hold und mit der Aeltern Einwilligung wurde noch an demselben Tage alles so verabredet und eingerichtet, daß sie schon am nächsten Sonntag ihren Ehrentag feyerten, worauf sie viele Jahre lang in grosser Freude, Lieb und Einigkeit mit einander lebten.

Wie Theodorus vom Tode errettet ward.

Als König Wilhelm in Sizilien regierte, da wohnte in selbigem Land ein Edelmann, Messer Amerigo genannt, den bestellte der Monarch zum Obersten in der großen Stadt Trapania, weil er ein wahrhafter und gerechter Mann und aus gar edlem Geschlecht entsprossen war. Eines Tages trug es sich zu, daß ein Genuesisches Raubschiff anlangte, welches aus Armenien kam und viele Gefangene, Knaben und Mägdlein mitbrachte, die es auf dem Markte als Sclaven verkaufte; auch Herr Amerigo wählte aus dem großen Haufen sich einen schönen Knaben von zartem Aussehen und gar sittiger Geberde aus, den er den Kaufleuten abhandelte und mit sich nach Hause brachte, wo er mit seinen eigenen Kindern aufwuchs. Der Knabe, welcher Theodorus genannt ward, zeigte sich sehr gelehrig, begriff gar bald die Landessprache und war in allen Dingen so

anstellig, daß ihn sein Herr gar lieb gewann, und da er ihn für einen blinden Türkensohn hielt, so belehrte er ihn im christlichen Glauben, und brachte ihn zur heiligen Taufe, in welcher er den Namen Peter erhielt; bald darauf schenkte er ihm sogar die Freyheit und erwählte ihn zum Schaffner und Aufseher über alle seine Knechte, welche Stelle er auch zu seines Herrn größter Zufriedenheit verwaltete.

Nun hatte Messer Amerigo eine wunderschöne Tochter, Violanta mit Namen, die in ganz Sizilien ihres Gleichen nicht fand; diese entbrannte in herzlicher Liebe zu dem schönen Jüngling, dessen edles und sittiges Benehmen ihr das ganze Gemüth einnahm, doch verbarg sie ihre Zärtlichkeit lange Zeit, und schlug die Augen schamhaft nieder, wenn Peter nur von weitem kam, welcher nicht minder große Gunst zu des Herrn Tochter trug, und sein Herz oft durch einen Blick auf ihre holdselige Gestalt erquickte, denn er hätte es nimmer gewagt, ihr seine Zärtlichkeit zu offenbaren, und meinte, solche würde ihr gar zuwider seyn. So quälten sich die armen Leutchen, bis eines Tages die Mutter mit der zarten Jungfrau und mehreren edlen Frauen in einen Garten vor die Stadt ging, die schöne Mayblüthe anzuschauen; da nahmen sie den Jüngling auch mit und spazierten erst im grünen Gras umher, dann nahmen sie bei einem

frischen Brunnen eine Collation ein, als mit einemmale die Sonne ihren Glanz verlor, und der Himmel ganz mit dunkeln Wolken überzogen wurde; da begaben sie sich schnell auf den Heimweg, ein jeder so schnell als er konnte; aber die beiden jungen Leute, welche am flinksten auf den Beinen waren, liefen den andern weit voraus, und wie es mit einem Male gewaltig zu regnen anfing, da verbargen sie sich in einen Winkel einer alten verfallenen Scheuer, die am Wege stand — der Blitz mit seinem rothen Feuer fuhr aus dem schwarzen Gewölbe hernieder, die Donner rollten fürchterlich durch die Berge, aber der Jüngling und die Jungfrau stunden gern bei einander, weshalb auch Peter versetzte, indem er ihre Hände zärtlich drückte:

„Wollte Gott, daß es ewig regnete, wenn ich nur immer hier stehen bliebe."

Da drückte ihm Violanta die Hand wieder und entgegnete:

„Mir wäre solches von Herzen lieb."

Darauf umfingen sich die beiden Liebenden voll Zärtlichkeit und schwuren sich ewige Liebe; als aber der Regen nachgelassen hatte, so harrten sie beim Thor ihrer Gefährten und kehrten fröhlich nach der Stadt zurück. Nach dieser Zeit setzten Peter und Violanta ihr Liebesverständniß in Geheim fort, und hielten sich für die glücklichsten Menschen auf der Welt, bis endlich Violanta fühlte,

daß ſie werde Mutter werden; ſolches that ſie ihrem Geliebten kund, der gar ſehr erſchrack, ſich ſeines Lebens fürchtete und von ſeinem betrogenen Herrn entfliehen wollte — da bat ihn Violanta, er ſollte bleiben, ſie wollte nimmer den Aeltern eingeſtehen, daß er Vater zum Kinde ſey, was ihr auch Böſes wiederfahren ſollte, wenn er aber von dannen ginge, ſo würde ſie ſich ſelber tödten, und Peter blieb. In ihrer großen Noth nahm Violanta die Zuflucht zu ihrer Mutter, der ſie ihren Unfall klagte, als aber dieſe zornig fragte, wer ſie zu Fall gebracht, da nannte ſie einen andern, und die beſorgte Mutter, ſich ihres Kindes erbarmend, traf alle Anſtalten, ſie auf ein nahgelegenes Dorf zu ſchicken, wo die Tochter in einem Bauernhauſe ihrer Laſt entledigt werden ſolle, daß die Schande ſtill und verſchwiegen bleibe; als aber die Zeit der Geburt herannahte, da wurde Violanta mit großem Schmerz und Wehen heimgeſucht, und ſchrie ſo entſetzlich, daß man ſie bis auf die Straße hören konnte — nun traf es ſich unglücklicher Weiſe, daß zu derſelben Stunde ihr Vater von der Jagd heim ritt, und der Tochter großes Angſtgeſchrey hörend, von ſeinem Roſſe abſtieg, um in die Kammer zu gehen, und zu ſehen, was ihr geſchehe; aber wie ward ihm zu Muthe, als er unverſehens eintrat und ſah, daß Violanta ſo eben einen Sohn geboren hatte.

Der alte Herr ergrimmte gar sehr, setzte ihr das bloße Schwert auf die Brust und rief:

„Alsogleich gestehe mir, von wem du dieses Kind empfangen, denn so du dich weigerst, mir zu sagen, wer der Räuber meiner Ehre ist, mußt du augenblicklich sterben.“

Von großer Angst, und um ihr trauriges Leben zu erretten, brach Violanta das Versprechen, so sie dem armen Peter gegeben, und gestand dem Vater alles, was zwischen ihnen beiden vorgegangen, wie sie sich schon lange im Stillen lieb gehabt, und während des großen Platzregens ihre Zärtlichkeit laut geworden; da wurde Herr Amerigo schier unsinnig, warf sich auf sein Roß, und ritt in die Stadt schnurstracks auf das Rathhaus, wo er den Peter als einen Dieb und Ehrenräuber verklagte und begehrte, daß er solle gehangen werden. Der Richter ließ den Jüngling fangen und vor seinen hohen Richterstuhl führen, der alsbald sein Vergehen bekannte und von dem Gericht wurde er verurtheilt: man solle ihn mit Ruthen aus der Stadt streichen, und dann an den Galgen hängen, worüber er in große Angst und Traurigkeit gerieth; aber des Vaters Grausamkeit begnügte sich noch nicht mit so bitterer Strafe, sondern er gab einem Knecht einen vergifteten Wein und ein Schwert, er solle zu seiner Tochter gehen, und ihr die Wahl lassen,

ob sie durch Gift oder Schwert ihr Leben enden welle; er endigte mit folgenden Worten:

„Und wenn meine ungehorsame Tochter dem Tode nahe ist, so nimm ihr neugebornes Kind bei den Füßen, schlage es gegen die Wand, daß es todt bleibe, und werfe es dann meinen Hunden zum Fraß vor.“

Als nun Herr Amerigo seinen Knecht mit diesem tyrannischen und ungerechten Auftrag fortgesandt hatte, führte man den Jüngling, der bis an den Gürtel entblößt und ohne Gewand war, zum Tode, wobei man ihn beständig mit scharfen Ruthen strich; als sie aber vor dem Hause vorüber kamen, worin die Botschaft des Königs von Armenien an den Papst sich aufhielt, da standen drey vornehme Herren von gedachter Botschaft vor der Hausthüre, und betrachteten den schönen Jüngling, der mit auf den Rücken gebundenen Händen traurig einher schritt und grausam geschlagen wurde, und als er ganz nahe kam, da erkannte man, daß Peter auf seiner weißen Brust ein Muttermahl hatte, das glich ganz einer Rose; wie solches der ältere der drey Herren erblickte, fing er sehr zu schreyen an, und ihm zu Ehren hielt der Zug still und die Schergen hörten auf zu hauen. Der fremde Herr aber fragte den betrübten Jüngling, von wannen er geboren sey? worauf dieser sein bleiches Antlitz aufhob und ihn belehrte, er sey aus dem

Königreich Armenien gebürtig und es hätten ihn vor zwölf Jahren böse Räuber gefangen und hieher als Sclaven verkauft. Durch dieſe Worte wurde der alte Herr noch mehr bewegt und fragte ihn weiter, ob er armeniſch könne und wer ſein Vater geweſen ſey?

Darauf entgegnete Peter in armeniſcher Sprache:

„Mein Vater heißt Phineus und iſt ein groſſer und mächtiger Edelmann.“

Da fing der Alte zu ſchreyen an:

„Du biſt mein Sohn Theodorus, den ich vor zwölf Jahren verloren habe!“

Mit dieſen Worten fiel der Alte dem Jüngling um den Hals, küßte ihn zärtlich und bedeckte ſeine Blöße mit einem koſtbaren Mantel; dann hat er die Schergen und den Henker, nicht weiter mit dem Jüngling zu gehen, ſondern vielmehr ihn zum Gericht zurück zu führen, wohin er ſich alſogleich mit den beiden andern vornehmen Herren verfügte und zu dem Richter ſprach:

„Herr! der Verurtheilte iſt frei geboren und nicht ein leibeigner Knecht, und darum möge ſein Urtheil gemildert werden — wiſſet, er iſt mein Sohn, mein eigenes Fleiſch und Blut, und er möge die Jungfrau, ſo er im jugendlichen Frevelmuthe zur Sünde verleitet, zur Ehe nehmen, denn er iſt ihr an Rang und Reichthum nicht ungleich.

Der Richter verwunderte sich gar sehr ob solcher Erzählung und sandte alsogleich zum Herrn Amerigo, ihm solche Nachricht kund zu thun; aber als dieser den ganzen Verlauf erfahren hatte, wurde er von schwerem Schmerz getroffen, und rief mit lauter Stimme:

„O ich unglückseliger Vater! meine Tochter und ihr Kind sind schon todt!“

Doch sandte er sogleich einen zweiten Boten, um, wenn seine Tochter noch am Leben sey, den Blutbefehl zu widerrufen; zum Glück war dieser flinker als der erste, und als er in das Gemach der schönen Violanta kam, stand das Gift noch auf dem Tische, das Fräulein aber flehte knieend zu Gott, er möge ihr die Sünde verzeihen, derentwegen ihr Vater sie mit dem Tode zu strafen beschlossen habe. Der Knecht meldete, wie ihr Vater seinen harten Sinn gewendet, ferner, wie sie Peters Gemahlin werden solle, dessen Vater ein vornehmer und mächtiger Herr aus Armenien, ihn vom Tode errettet habe. — Da ward dem Fräulein so wohl zu Muthe, als einem, der aus des Höllenangst plötzlich und unerwartet in das Paradies eingeht. Darauf kamen die Alten aus der Stadt heraus und gaben ihre Kinder zusammen; aber als Violanta wieder gesund worden, feyerten sie die Hochzeit mit grosser Pracht, und Herr Phineus stellte auf seine Kosten ein herrliches Turnier an; aber nach etlichen Wochen

schiffte er sich mit seinem Sohne und der schönen Schnur ein, und kehrte nach Armenien zurück, wo sie viele Jahre in Freude und Ueberfluß lebten.

Der Salbeistock.

In der mächtigen Stadt Florenz lebte einst der junge Pasquino, eines reichen und mächtigen Bürgers Sohn, und war gar sehr in die schöne Simonia verliebt, welche die Tochter eines gar armen Mannes war, und um kargen Lohn Wolle spinnen mußte; gleichwohl erwiederte die Jungfrau seine Liebe, und als sie eines Tages in einem schönen Garten zusammen kamen, gestanden sie sich ihre gegenseitige Zärtlichkeit, und wie sie miteinander hin und wieder gingen, setzten sie sich unter einem Baume nieder; da brach Pasquino ein Salbeiblatt, und sprach:

„Salbei ist den Zähnen gesund, das habe ich oft sprechen gehört."

Und wie er diese Worte gesprochen, rieb er sich mit dem Blatt die Zähne und auch das Zahnfleisch; aber kaum hatte er solches gethan, da wurde ihm übel zu Muthe, und er fing an am ganzen Leibe aufzuschwellen. Simonia erschrack gar sehr, und zog des Jünglings Haupt auf ihren Schooß, daß er sich wieder erhole; zu doch er verfiel in Zuckungen, erblaßte und verschied bald

in den Armen der Jungfrau; die fing zu weinen und zu jammern an, rang ſich die Hände bald wund, und ſchrie ſo ſehr, daß vieles Volk ſich um ſie verſammelte, und der Tod des Pasquino in der ganzen Stadt kund wurde. Man fand ſeinen Leib groß angeſchwollen und voll ſchwarzer Flecke, und allgemein glaubten die Leute, das Mädchen habe ihn vielleicht mit Gift ums Leben gebracht; deshalb wurde die Unſchuldige vor's Gericht geführt, wo ſie kein Wort zu antworten vermochte, und vor großem Leid verſtummt ſchien. Der Richter wurde ganz verwirrt ob ſolcher That, und nachdem er lange hin und her geſonnen, ließ er die Jungfrau wieder in den Garten führen, um von ihr zu erforſchen, wie jener ſein Ende genommen habe; als ſie nun zu dem Leichnam kamen, wo Simonia auf's neue zu weinen und zu jammern begann, ſprach er zu ihr:

„Sage, was habt ihr hier gethan, und wie iſt er zum Sterben gekommen?“

Da antwortete die Jungfrau:

„Auf dieſer Stelle ſind wir beiſammen im Graſe geſeſſen und er hat ein Blatt von dieſem Salbeiſtock gerupft —“ Mit dieſen Worten riß ſie ſelbſt ein Salbeiblatt ab, dem Richter zeigend wie der verſtorbene Jüngling mit ſelbem die Zähne und das Zahnfleiſch gerieben; aber kaum hatte ſie ſolches gethan, ſo fing ſie an eben ſo aufzu-

ſchwellen, verlor die Farbe, und ſank nach wenig Augenblicken ſterbend zu Boden.

Alles Volk fühlte ein Grauſen bei ſolchem Anblick und man hielt einen Rath, worin beſchloſſen ward, den Salbeiſtock auszugraben; da gewahrte man an ſeiner Wurzel eine giftige Kröte ſitzen, die all den Saft des Krautes verdorben mit ihrem ſchwarzen Gift und mit ihren verglaſten Augen ſah ſie all' die Leute herum ſo tückiſch an, daß ſie ſämmtlich vor ihr flohen; doch warf man dürres Reiſig und Holz auf den Salbeiſtock und ſie wurde mit ihm verbrannt.

Der gütige Kaiſer Trajan und die Wittfrau.

Als Trajanus aus Spanien zu Rom regierte, ein frommer, gütiger und gerechter Fürſt, da machte er dem römiſchen Reiche viele Länder und Völker unterthan, und Parthien, Dacien und Albanien wurden Provinzen des Kaiſerthums; auch viele Städte und Landſchaften, welche Rom verloren, nahm er wieder ein, und zog als ein edler und ſieghafter Held bis an das rothe Meer. Eines Tages, als er mit großer Heeresmacht aus Rom zog, begab ſich ein Unfall; denn, wie das Heer ſich durch das Thor drängte, ſprengte des Kaiſers Sohn munter daher, der ganz in Harniſch gekleidet, dem kühnen Hengſt zu jäh

die Sporen gab, da sprang das muthige Pferd mit ihm über ein kleines Knäblein, so am Wege stand, und trat es augenblicklich zu Tode. Des Kindes Mutter heb im bittern Leide ihr Söhnlein auf, trug es zum Kaiser, und vor seinem Rosse niederkniend, sprach sie:

„O Kaiser! sieh herab auf mich — ich bin eine verlassene Wittfrau und hatte nur den einzigen Sohn, auf den ich mich vertröstete, bis er würde erwachsen seyn, weil ich sonst niemand auf Erden habe, den Sohn hat mir nun der deinige mit seinem Roß auf freyer Straße zu Tod getreten, darum bitte ich dich, sprich du ein Urtheil aus, wie solche That bestraft werde."

Da versetzte der Kaiser:

„O Frau! du siehst, daß ich eben wegfertig bin, um gegen die Feinde des Reiches zu ziehen, sobald ich aber wieder aus dem Kriege heim komme, so will ich dein Urtheil sprechen, wie du für deinen Schaden entschädigt werden sollst."

Aber die Frau entgegnete:

„Du ziehst in den Streit, und möchtest vielleicht darin erschlagen werden, — wem soll ich dann meine Noth klagen und um Hülfe anflehen? denn ich bin eine arme Wittfrau und man würde mich nur hin und her von einem zu dem andern weisen, wenn du nicht wieder heim kämest.

Darauf versetzte der Kaiser:

„Und wenn ich gleich in Schaden und Tod geriethe, und nicht mehr heim kommen sollte, so wird der nächste Kaiser nach mir dir ein gerechtes Urtheil sprechen, wenn du ihn darum angehest."

Die Wittfrau entgegensprach:

„O frommer Kaiser! wie aber, wenn der nächste Kaiser nach dir meine Klage nicht annehmen wollte, so müßt ich ungerächt bleiben und die Schuld wäre nur an dir."

Und der Kaiser widersprach:

„Weib! das wird nimmermehr geschehen, daß in Rom ein Kaiser wäre, der nicht das Recht beschützte, und gewiß wird der nächste dich beschützen gleich mir."

Da sprach die Wittfrau abermals:

„O Kaiser! sag, was hilft es dir, wenn mich ein anderer rächte? denn da du jetzt das Regiment führst, so gebührt es auch dir, mir ein Urtheil zu sprechen, wenn dir die Gerechtigkeit lieb ist."

Diese Worte durchschnitten des Kaisers Herz, und er ließ seinen Sohn absteigen, zeigte ihn der Wittfrau, und sprach:

„Behalte du meinen Sohn einstweilen zum Pfande, bis ich wieder heim komme, und dann will ich dir ein gerechtes Urtheil sprechen.

Die Wittfrau nahm den Sohn des Kaisers gar gern zum Pfande, und der Vater zog von dannen, vollendete den Krieg und erkämpfte viele neue Triumphe, und als er achtzehn Jahre und sechs Monate regiert hatte und zu Seleucia starb, schrieb man ihn unter die Zahl der Götter, brachte seine Gebeine mit großer Feyerlichkeit nach Rom und errichtete eine Säule zu seinem Gedächtnisse, die war hundert und vierzig Schuh hoch.

Die rothe Thür mit den grünen Säulen.

Als einst ein junger Geselle durch Straßburg kam, erblickte er eine wunderschöne Frau, und sagte zu einem Genossen, der gerade bei ihm war: „Gern wollt ich zwanzig Goldgülden darum geben, wenn ich könnte nur einmahl bei dieser Trauten seyn.“ Die Frau hörte diese Worte und sprach: „Es stehen zwey grüne Säulen bei einer schönen rothen Thüre, und wenn du zu dieser kämest: wer weis, was dir Gutes wiederführe!

Damit ging die Frau ihre Straße, und der junge Handlungsgeselle ruhte nicht eher, bis er die grünen Säulen an der rothen Thüre aufgefunden hatte; und als ihn die schöne Frau erblickte, da winkte sie ihm mit liebevollen Blicken zu sich und behielt ihn heimlich zwey Monate

lang bei sich, welches sie leicht thun konnte, weil ihr Herr in Geschäften in Wälschland war; als sie nun dessen Rückkehr zu besorgen anfing, entließ sie den jungen Gesellen, und gab ihm eine reichliche Zehrung auf den Weg mit.

Der Geselle zog fröhlich von dannen, und begab sich nach Venedig, wo er kaum in dem teutschen Hause eingekehrt war, als er mit den übrigen teutschen Kaufleuten ein fröhliches Leben begann. Nun war unter diesen auch der Hausherr von der rothen Thüre, welcher einst bei einer Collation den Vorschlag machte, es möge ein jeder frey erzählen, welche Abenteuer und Buhlschaften er in seinem Leben gehabt habe, und zum Beginn erzählte er selbst ohne alle Scheu, welche Liebschaften er zu Hause, und auf seinen Reisen gehabt habe. Als nun die Reihe an den jungen Gesellen kam, erzählte dieser von der rothen Thüre mit den grünen Säulen, und von all' der Lieb und Gunst, die ihm die Hausfrau darin erwiesen hatte. Daraus ersah der Kaufmann, daß es sein Weib gewesen, ließ aber nichts sich merken, und trug dem Gesellen an, ob er nicht in seine Dienste treten wolle. Dieser versprach bei ihm 3 Jahre zu bleiben, und als sie aus Wälschland zogen, folgte der Diener seinem Herrn mit frohem Muthe; doch, als sie endlich zu der rothen Thüre kamen, erschrack er sehr, und ritt ganz bänglich zwischen den grünen Säulen

hinein. Auch die Frau entsetzte sich, als sie ihren Buhlen erblickte; doch thaten sie beide, als ob sie einander gar nicht kannten und der Herr lud alle seine Freunde und Bekannten zum fröhlichen Mahle. Als sie nun so beisammen saßen, und sich Speise und Trank wohl schmecken ließen, da forderte der Kaufmann seinen neuen Diener auf, er solle erzählen, wie es ihm auf der Buhlschaft gegangen sey? Der faßte sich ein Herz, und erzählte die ganze Geschichte von Wort zu Wort wieder, nur schloß er mit folgenden Worten: Als ich aber alles dieses vollbracht, da erwachte ich plötzlich, und sah mit großem Leid, wie all' mein Glück ein bloßer Traum gewesen. Durch solche List erhielt der schlaue Geselle die Frau bei Ehren, und machte seine frühere Unvorsichtigkeit wieder gut. Der Mann glaubte an einen so wunderbaren Traum, eiferte nicht mehr mit seiner Frau, und ließ am andern Morgen den Gesellen wieder von dannen ziehen, nachdem er ihm 10 Goldgülden geschenkt hatte.

Die vier christlichen Reiter.

Als der arge Türke die Stadt Wien berennte und am 23. September 1529. seine grausamen Hussaren herumschweiften, Märkte und Dörfer überfielen, und Mann, Weib und Kind zu Tode

gestochen hatten, da wählte man in der Stadt fünfhundert rüstige Reiter, und ließ selbe beim Stubenthor herausbrechen, um den grimmigen Feind von der Landstraße zu verjagen. Sie trafen wohl mit ihm zusammen, aber ihre Macht war zu gering, da wohl zehn Türken gegen einen kaiserlichen Reiter kamen, deshalb richteten sie wenig aus, und mußten eilends die Flucht wieder in die Stadt nehmen. Von unsern Reitern kamen drei um, und sieben wurden gefangen, die auf der Flucht von den Türken erreicht worden waren. Den drei Todten schnitten sie die Köpfe ab; auch zogen sie 4 Arme aus dem Siechenhaus von Skt. Marx, und als sie auch ihnen die Köpfe vom Rumpfe gehauet hatten, steckten sie alle sieben auf lange 4 Stangen, und gaben sie den Gefangenen, welche sie aufrecht einher tragen mußten. So führte man sie in das Lager hinein bis zu dem Zelte des türkischen Kaisers, das ganz aus Goldstoff errichtet war, darin saß der Großherr, und als er die sieben Gefangenen kommen sah mit den sieben Christenhäuptern, so sie auf Spießen trugen, so ließ er sie durch einen Dolmetscher fragen, ob die Herren und Ritter ihm die Stadt noch nicht bald übergeben würden?

Da antworteten sie ihm:

„Ihr einziges Begehren ist, die Stadt zu vertheidigen, so lange ihr Leben währet."

Die Rede verdroß den Türken gar sehr, und

er fragte zum Zweitenmal, wie stark die Stadt mit Kriegsvolk besetzt sey?

Die Antwort war, bei zwanzig tausend Landsknechte, und zwei tausend gerüstete Pferde.

Und seine dritte Frage war, wo ihr König sey? — und als sie ihm sagten, ihr geliebter Landesfürst sey zu Linz vier und zwanzig Meilen von seiner Haupt- und Residenzstadt, da schwur er, ihn aufzusuchen im ganzen Reiche, und er fragte zum Viertenmal: „Warum hat man die Vorstadt verbrannt, und so viele Leute arm und unglücklich gemacht? Sie werden darum doch die Stadt nicht erhalten, welche gewißlich mein ist.“ Als nun die Gefangenen auch diese Frage zur geringen Freude des Türken beantwortet hatten, ließ er die Gefangenen fortführen, und am andern Morgen wurden vier von ihnen ledig gelassen; man schenkte jedem derselben drei türkische Dukaten, und sandte sie nach Wien, sie sollten zu den Herren Kriegskommissarien gehen, und ihnen von seinetwegen sagen: so sie die Stadt freiwillig aufgeben wollten, so sey er bereit, einen Vertrag abzuschließen, wolle von seinem Volke keinen nach Wien hineinlassen, und auch heraus im flachen Lande solle Niemanden mehr ein Leid geschehen, noch Schaden zugefügt werden — so sie aber die Stadt nicht übergeben wollten, so möchten sie von ihm wissen, daß er nicht eher weichen werde, bis er die Stadt erobert, und an

Alt und Jung seine Gewalt bewiesen habe, indem er so Mann als Weib erwürgen, und selbst das Kind im Mutterleibe zu schonen nicht gesonnen sey. Die Stadt werde er zu einem Aschenhaufen niederbrennen, und alles übrig bleibende Gemäuer gleich einer Dreschtenne schleifen, das ganze Land verheeren und verwüsten, und Menschen und Vieh dem Schwerte preisgeben. Auch sollten sie den Herren in der Stadt die wahre Ursache seines Kriegszuges erklären, denn weil im Himmel nur ein Gott, so wäre es billig und nothwendig, daß auch auf dem ganzen Erdreich nur ein Herr und Kaiser wäre, und deshalb wolle er sein Haupt nicht sanft und ruhig legen, bis er mit seiner streitbaren Hand die ganze Christenheit gewonnen habe. Mit solcher Botschaft wurden die vier Reiter in die Stadt gesandt.

Die 15 Christen und 15 Türken, so auf dem Meere fuhren.

Als man nach Christi Geburt 1413 Jahre zählte, begab es sich, daß zu Constantinopel dreißig Personen auf ein Schiff stiegen; und zwar war die eine Hälfte Christen, die andere bestand aber aus lauter Türken. Sie hatten im Sinne, nach Venedig zu fahren; aber kaum waren sie den dritten Tag auf dem Meere, als ein

gewaltiges Ungewitter losbrach. Ein wilder Sturmwind heulte, das Meer fing an zu brausen, und schlug mit ungestümen Wellen auf das Schiff, die selbes bald gleich einem Ball gegen die Wolken zu schleudern, bald mit sich in die Tiefe des Meeres zu begraben drohten. Die Kaufmannsschätze aus dem untersten Raum wurden ins Meer geworfen, doch war das Wetter so gar entsetzlich, daß alles fruchtlos schien, und so vermeinten alle elendiglich umkommen zu müssen. Jeder rief seinen Gott an um Errettung aus dieser großen Wassersnoth, und alle beteten inbrünstig.

Nun war der Schiffpatron ein gar sinnreicher Mann, dem Schrine nach ein Muselmann, aber in seinem Herzen ein heimlicher Christ, der besonders in der Rechenkunst gar wohl erfahren war. Dieser sprach: „Wenn ihr meinem Rathschlag Folge leisten wollt, so verspreche ich euch ein Mittel an die Hand zu geben, wie wir wenigstens zur Hälfte dem Tode entrinnen können.“

Die Reisenden, welche sich schon halb und halb für des Todes gute Beute ansahen, fragten ihn sehr begierig, wie er das meine? und er antwortete ihnen: „Wenn ihr euch hier im Schiffe in einen Kreis setzet, und bei einem von euch zu zählen anfangt bis auf zehn, und welcher der zehnte ist, der wird in's Wasser geworfen, und damit so lange fortgefahren wird, bis ihrer funfzehn hinein sind, so will ich mich wohl

verbindlich machen, die andern funfzehn aus dem Sturme davon zu bringen.

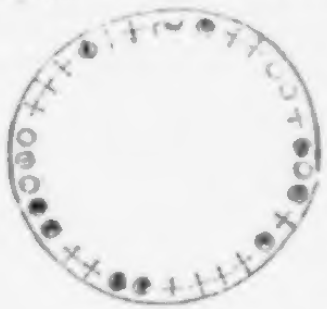
Den Vorschlag gingen sie alle ein, denn jeder hoffte, daß ihn wohl das Loos nicht treffen würde; und nachdem der Schiffspatron alles noch einmal wohl summirt hatte, setzte er die Reisenden auf folgende Weise: Erst zwei Christen, dann einen Türken, drei Christen, fünf Türken, zwei Christen, zwei Türken, vier Christen, einen Türken, einen Christen, drei Türken, einen Christen, zwei Türken, zwei Christen, und am Ende wieder einen Türken.

Als er sie alle so gestellt hatte, zog er das Loos und fing wieder an vom nächsten Ersten zu zählen, und der zehnte Mann ward ohne Umstände aufgehoben, und in das Meer geworfen; und so zählte er wieder fort auf zehn, bis ihrer funfzehn über Bord geworfen waren. Davon wurde das Schiff leicht, und erhielt sich über dem Wasser bis der Sturm vorüber war, worauf sie froh und lustig nach Venedig fuhren, und in dieser großen und schönen Stadt ans Land stiegen.

Aber jenes Loos war so künstlich bereitet und auscalculirt, daß keinem Christen ein Leid geschah, und vielmehr alle gottlosen Türken zu Grunde gingen.

Um solches verständlicher zu machen, ziehe man einen Kreis, in welchem jeden Christen ein Kreutz, jeden Muselmann aber ein Ring bezeich-

net, man fange nun beim Ersten zu zählen an, (von der Linken zur Rechten) und lösche immer den zehnten aus, bis ihrer funfzehn ausgelöscht sind, und dann wird man sehen, wie die Christen stehen bleiben, und die Muhammedaner das Bad ausgießen.



Das Jubelfest in Nürnberg.

Eines Tages, als ich nach Nürnberg gehen wollte, um mir für etliche Pfennige Werthes was einzukaufen, da war ich, gerade um die Vesperzeit, etwa noch einen Steinwurf weit von der Stadt entfernt, und hörte mit allen Glocken läuten. Ich dachte bei mir: „Was mag wohl die Bedeutung von solchem feierlichen Ton seyn, und welches Fest wird wohl in Nürnberg so hoch begangen?“

Und als ich in die Stadt hinein kam, und an Skt. Laurentius Pfarrkirche gelangte, da hörte ich innen die Orgel schlagen, und mit lauter und freudiger Stimme: Te Deum laudamus, singen. Ich trat hinein, zu schauen, was da vorgehe, und fand Herren und Frauen ehrbar in den Kirchstühlen sitzen, und alle beteten, und die Augen glänzten ihnen, als wollten sie ihnen schier vor Wonne übergehen.

Als ich wieder aus der Kirche herausging, und wollte am Markte einkaufen, da sah ich, wie das Volk aus allen Gassen zusammenkam, und haufenweise gegen die Veste strömte, so daß ich mich nicht enthalten konnte, der Menge nachzufolgen. Kaum war ich den Berg ein wenig hinaufgestiegen, da sah ich eine unzählige Menge von Menschen an einander gedrängt, alle Häuser steckten voll, und ein Getöse war, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Ich drängte mich mit großer Mühe durch den dichten Haufen, und nachdem ich oft und vielmals hin und her gestoßen worden war, kam ich endlich auf die Höhe, und sah wie alle Zinnen am Schloß mit Geschütz ausgerüstet waren; viel Büchsenmeister sah ich aus den Thürmen und Schießlöchern und von den Zinnen gucken, und auf dem Vorhof war gar künstlich von Holz ein hohes Schloß aufgerichtet, auf dem stand ein Hauptmann mit rothem Bart, neben ihm zehn kleine Türken, und eine türkische Fahne war auf der Zinne aufgepflanzt; aber aus einem Thurme sah ich eine große kaiserliche Fahne wehen, die gewaltig hin und wieder geschwenkt wurde. Da dachte ich bei mir: „Ich will doch gern sehen, was aus dem all' werden wird?"

Als ich so dachte, fingen einige Trompeter zu blasen an, und alsbald schossen alle Büchsenmeister ihr Geschütz ab, und es ward ein so entsetzliches Getöse, als ob der Donner einschlüge,

dermaßen, daß der Erdboden zu wackeln anfing. Sieben Steinbüchsen, hundert Haken und vierzehn Schlangen wurden rings um die Stadt und die Veste abgeschossen, und die obgemeldten kleinen Türken wurden aus Böllern in die Luft geworfen, daß sie mit schwarzem Rauch wie Wolken hinauf fuhren, und wieder herab unter das Volk fielen. Da warfen sich die bösen Buben über selbe her, und rissen sie mit großem Geschrei hin und her, so daß die Leute gar sehr darüber lachten; ich aber wußte noch immer nicht, was das bedeuten solle.

Ueber ein Kurzes fingen die Trompeter wieder an zu blasen, und abermals erscholl ein solches Schießen, wie das erstemal; und als selbes zum drittenmal geschehen war, zündete man erst das Feuerwerk an, auf welchem der Mann mit dem rothen Bart stand, und da begann ein Schießen aus Röhren, bei sechzehnhundert große und kleine Schüsse; erst 2, dann 3, dann 7 und dann 8. Das Piff, Paff, Puff ging so lustig fort, daß der Boden zitterte, und das Feuer schoß höher in die Lüfte, als ein Thurm. Als das nun alles verschossen war, zündete man das künstlich gemachte Schloß an, das brannte wie lauter Stroh, und das junge Volk jubelte, und war froh, als der große türkische Hauptmann im lustigen Feuer verbrannte, und sein rother Bart gen Himmel flog.

Ich stand noch immer da, und war ganz vernarrt über dieß wundersame Spectakel; da sah ich einen ehrwürdigen Greis mit eisgrauem Scheitel neben mir stehen, und trat ihn mit folgenden Worten an:

„Seyd doch so gut ehrbarer Herr und unterrichtet mich, warum heut hier ein so prächtiges Fest gefeyert wird?"

Und der Alte wandte sich gar freundlich zu mir, und entgegnete: „Ein ehrenfester Rath der Stadt Nürnberg hat solches Freudenfeuer zu Ehren Sr. Majestät Kaiser Karl V. unsers allergnädigsten Herrn abgebrannt, weil er kürzlich im Kriege mit dem Hauptmann Barbarossa einen glückseligen Sieg erfechten hat. Diesem ist die kaiserliche Majestät in eigner Person nach Afrika nachgereiset, mit 41,000 Mann zu Roß und zu Fuße, und mit Wehr und Harnisch ausgerüstet. Am 21. Juni ist er mit mehr als 500 Schiffen in Afrika gelandet, an dem Orte, wo vor vielen hundert Jahren die Stadt Karthago gestanden ist; da nahm er etliche Thore und Basteyen mit Sturm ein, und kam am 20. Juli bis auf 8 wälsche Meilen von der Hauptstadt, woselbst er eine tapfere Feldschlacht mit Barbarossa schlug, der ihm mit großer Macht von anderthalb hundert tausend Mann entgegen kam, doch bald im Angriff wieder entrinnen mußte. Und als der Kaiser vorrückte, und bei der Hauptstadt Tunis ankam,

da ward sogleich das Schloß eingenommen, und dann auch die Stadt, welche von den Soldaten rein ausgeplündert worden ist. Der Kaiser fand in dem Schloß einen großen Schatz von allerhand Kleinodien, und sehr viel Geschütz und Kriegsrüstung, die er auf die glorreich eroberten Kriegsschiffe bringen ließ; auch hat Se. Majestät 20,000 gefangene Christen aus harter Sclaverei erlöst, viel Ungläubige zum Glauben gebracht, und durch seine Kriegsmacht den alten König wieder eingesetzt, worauf er als ein siegreicher Held wieder in Neapolis angelangt ist. Deshalb ist solcher Jubel, Triumphiren und Frohlocken in Nürnberg bei Jung und Alt. Herzog Heinrich von Gottes Gnaden von Freyburg, mit seiner Herzogin, dem Adel und dem Frauenzimmer schaut auch dort vom Söller zu, und freut sich mit der ganzen Stadt über den mächtigen Kaiser Carolus den sieghaften Kriegshelden, der uns wohl Hoffnung macht, daß er noch den blutdürstigen Türken austilgen werde, und dadurch immer mehr vergrößern und verherrlichen das heilige Reich und den römischen Kaiserthron."

Der Traum von der Hoffnung.

Als es sich in meinen jungen Jahren einst zugetragen hatte, daß ich lange Zeit mit großer

Freudigkeit auf etwas hoffte, das mir zu Theil werden sollte, und an welchem, wie ich meinte, all' mein Heil hänge, da geschah es, daß sich solches lange verzog. Oft schickte es sich an, als wolle es geschehen, und bald sah es wieder aus, als ob es ganz unmöglich wäre. So schwankte ich hin und her, schwebte zwischen Himmel und Erde, doch hielt ich mich immer an die Hoffnung, und war bald traurig, bald fröhlich. So ging es mir fast ein ganzes Jahr, und als ich in einer Nacht in tiefen Gedanken mich hin und her warf, und endlich in einen sanften Schlaf verfiel, da träumte mir, als höre ich im Schlafe eine weibliche Stimme, die sagt zu mir: „Adieu, jetzt scheide ich von dir!"

Mir kam vor, als führe ich schnell vom Bette auf, und da schien der Mond hell in das Gemach herein, und ich erblickte ein schönes und zartes Weib nach Art der Göttinnen in ein fliegendes Gewand von veilchenblauer Seide gekleidet. Das Bild schien scheiden zu wollen, und da fiel mir im Schlafe von ungefähr ein, ob solches nicht etwa die Frau Hoffnung wäre, die so lang bei mir gewohnt hatte. Ich faßte mir ein Herz, und rief zu ihr, und fragte sie:

„Wo willst du hin, du Trösterin meines Herzens? — O du süße Hoffnung, bleib noch länger bei mir!

Die Hoffnung. O ich bin deinem Herzen

kein Troſt, ſondern eine Pein, weil ich dich immer hinhalte. Ich bin ein Betrug für dein Herz, und verkürze dir das Leben mit Aechzen und Seufzen, mit Verlangen und bitterem Sehnen. Mit meinen ſcharfen Zähnen nage ich an deinem Herzen, daß du bei Tag und Nacht nichts anderes thuſt, als der verhofften Sache nachdenken, und dein Sinn und Gemüth dawon ganz eingenommen und bekümmert iſt; — deßhalb will ich dich verlaſſen, damit du wieder zufrieden werdeſt, wie du warſt, ehe ich zu dir gekommen bin.

Ich. O Hoffnung, du auserwählte Süßigkeit meines Lebens! ich bitte dich, bleib bei mir. Schon ſo lange haſt du mich mit deiner Gegenwart erfreut, ſo bleib' auch nun mein vielgeliebter Gaſt, und erfreue mich, wie du bisher gethan haſt.

Die Hoffnung. Mich erbarmet, o Jüngling, deine übergroße Blindheit! Das nennſt du ſüß und auserleſen, was dir das Bitterſte war? Merkſt du denn nicht, daß ich alle Ruhe aus deinem Gemüthe verjagt habe? Denn, wer viel hofft, hat viel zu ſorgen, wenn ihm ſeine Hoffnung heut oder Morgen fehlſchlägt. Wo ich bin, iſt auch der Zweifel nicht weit, und wer mir vertrauen mag, der hat gewiß ein Haus auf Eis gebaut, wie auch das Sprichwort ſagt:

Hoffen und Harren
Macht manchen zum Narren.

Ich betrüge Witz, Sinn und Vernunft, wie du selbst künftig erfahren wirst, wenn ich von dir gekommen bin. Darum gib mir wieder Urlaub, nachdem du mich mit Qual und Pein ein ganzes Jahr hast bei dir wohnen lassen.

Ich. Mit nichten, o Hoffnung, bleib du noch länger mein werther Gast, und du sollst immer einen guten Platz haben; denn, wenn gleich dein Verzug meinem Gemüthe Schmerzen bringt, so bringst du doch das vielfach wieder ein, und erhebst mir das Herz mit Frohlocken, daß ich all' das vorige Leid leichtlich wieder vergesse, und mein Sehnen ganz verschwunden ist. Darum will ich alles gern leiden, wenn du, meine Hoffnung, mich nur nicht verlassen willst.

Die Hoffnung. Gar sehr verwundert mich deine Thorheit, daß du meiner noch länger begehrest, da ich dir gar nichts nütze bin, und du vielmehr meiner längst überdrüssig seyn solltest, weil ich dich so oft betrogen, und dir das Halmlein durch das Maul gezogen. Du solltest billig mich selbst aus dem Hause jagen, in welches ich keinen Nutzen gebracht.

Ich. Wie solltest du mir nützlicher seyn, da deine Gegenwart mir stets des Glückes schönstes Bild gezeigt, das, wenn mir solches einst zu Theil wird, mir den Himmel auf Erden verschaffen wird, und dessen bloßer Gedanke mich alles Herzeleid vergessen macht, so ich je erlitten.

Die Hoffnung. Höre, Jüngling! wenn dir nun gleich die Gabe, die du so herzlich begehrst, von mir und auch von dem Glücke gewährt würde, und solche aber brächte dir in kurzer Zeit das größte Leid; und du gerietheſt dadurch in Schande und Schaden? — Oft iſt das, was der Menſch hofft, ſein größtes Unglück, wenn er ſolches erreicht, und das erſehnte Gut bringt ihm nicht ſelten ſo vielerlei Angſt und Unruhe, daß er in ſeines Herzens Grund den Tag und die Stunde verflucht, wo er ſolches gehofft und deſſen begehrt hat. Dergleichen Fälle lehrt uns der Augenſchein gar oft.

Ich. Wie ſollte das möglich ſeyn, o Hoffnung! daß mir zum Unglücke gereichen könnte, was ich von Gott erflehe und in allen Ehren wünſche? Wie könnte wohl mißlingen, was ich beginne, und kein weiſer Mann verwehrte mir ſelbes, noch mißbilligte es?

Die Hoffnung. Alle Dinge! ſo das menſchliche Herz auf dieſer Erde günſtig hofft und wünſcht, als: Reichthum, Ehre, Gewalt, große Kunſt, ein ſchönes Weib, Kinder, Liebe und Geſundheit, und alles dasjenige, was das wälzende Glück zu ſchenken vermag — alles iſt unbeſtändig und jedes Gut bringt Neid, Feindſchaft, Angſt, Verdruß und Sorgen mit ſich, und iſt bei allen der ſüße Honig mit Galle vermiſcht, daß man keines mit großer Freude genießt. Und

wenn man gleich selbes nicht verläßt, sondern in Händen behält, so muß man es am Ende doch auslassen, und in Todesschmerzen von seinem Besitz scheiden. Deshalb schlage dir alle Hoffnung aus dem Herzen, so aus dem Fleisch und Blut stammt, und gib mir Urlaub, daß ich fortwandere, und etwa wieder einen andern betrüge. Denn ich, die Hoffnung, bin gleichsam ein Traum der Wachenden; wenn sie mich fest zu halten meinen, da bin ich schnell zerronnen und verschwunden, und lasse sie im eitlen Gedankenspiele voll Bangigkeit und Unruhe hin und wieder schwanken, daß sie über der Zukunft des Gegenwärtigen vergessen, und auf das Ungewisse Acht habend, das Gewisse versäumen.

Mit diesen Worten verschwand die Hoffnung, und als ich voll Verwunderung erwachte, gedachte ich in meinem Sinne: Wie wahr ist dieses, und wie ungewiß die Hoffnung der irdischen Dinge! Wie man sich auch um ihren Besitz bemüht, und wie groß sie uns scheinen, so haben sie doch keinen Bestand, und wir sollten billig sie verlassen, und unser Herz an die himmlischen Güter hängen, die immer sich gleich bleiben.

Klagrede der wahren Freundschaft über das Volk christlicher Lande.

Eines Morgens ging ich in den Wald, um mich mit dem edlen Waidwerk zu belustigen, und als ich der Kreuz und Quer durch die irrsamen Gänge gezogen war, ohne weder Hasen, Rehe, noch Hirsche zu erblicken, erblickte ich von ungefähr einen ganzen Haufen wohl von zwanzig Stück Wild, welche landeinwärts liefen, und um einen Berg ihre schnelle Flucht nehmend, mir gar schnell aus den Augen kamen. Da wurde ich verdrüßlich, und beschloß die wilden Enten zu jagen, deren ich in einem Wasser, welches die Donau genannt wird, gar viele zu finden wußte. So schlich ich durch Hecken und Büsche, und als ich zu dem Wasser gelangt, und zwei Enten erblickt hatte, da stellt' ich mich zurecht, und schlug mein Gewehr an; aber die Enten flogen so schnell von dannen, daß ich abermals ohne Beute meinen Weg abwärts nehmen mußte. Ich ging über einen Steg, da hörte ich im Wasser etwas hin und her flattern, und sonderbare Töne von sich geben; ich sah voll Neugier hinab, und erblickte zwei weiße Schwäne mit goldenen Ketten um den Hals, an welchen ein kleines Schifflein hing, so daß mir vor großer Verwunderung das Herz und Auge überging. Ich ging dem Schifflein immer näher, das ans Gestade kam, und

eine Frau, von schöner und ehrbarer Leibesgestalt und Kleidung, jedoch von blassem und wetterfarbem Gesichte, trat zu mir, und sprach mich mit folgenden Worten an:

„Sag mir, du Fremdling, ob du mit mir von dannen fahren willst?"

Ich aber entgegnete ihr solchergestalt:

„Edle Frau, weis ich doch nicht, wer Ihr seyd, und wohin Eure Reise geht."

Da erwiederte sie mit ernstlicher aber freundlicher Miene:

„Dasselbe sollst du wohl erfahren, denn ich bin Frau Amicitia, die wahre Freundschaft, und will hier einsitzen, und mittelst der Kraft des Windes in die Länder der Heiden mich begeben, weil ich bei den Christen nimmer einen Platz finde."

Da rief ich erstaunt und hocherfreut aus:

„O du Auserwählte des Himmels! wenn du die wahre Freundschaft bist, der Cicero so hohes Lob und unvergleichlichen Ruhm ertheilet, daß ihr auf Erden gar nichts mehr zu vergleichen ist. O um dich steht es gewiß wohl, denn ich weis, daß du wohl gehalten bist in allen Ständen, sowohl bei den weltlichen als geistlichen Herren, weil alle Welt nach der wahren Freundschaft trachtet. Manch' starkes Bündniß wird gemacht, und viel Zünfte und Gesellschaften werden errichtet; sag an, ob dieß nicht alles aus Freundschaft

geſchieht! und warum willſt du denn von dannen ziehen?“

Da entgegnete die ſchöne Frau folgendermaßen:

„Alle Freundſchaft entſpringt jetzt nur aus Eigennutz; ſo lange einer des andern Schutz bedarf, ſo lange hält er ſich an ihn, und wenn es zu ſeinem Vortheile wäre, ſo würde er ihn erſchießen. Da hält ein Freund beim andern aus, weil dieſem die Sonne des Glückes freundlich ſcheint, wenn aber Frau Fortuna ihm den Rükken dreht, ſo hat auch ihre Freundſchaft bald ein Ende. Auch gibt oft um gar geringer Sachen willen ein Freund den andern auf, und ihre Liebe geht nicht weiter, als einer von dem anderen Nutzen ziehen kann. So habt ihr Chriſten von der Freundſchaft nur einen falſchen Schein, ſo daß ich nicht länger bei euch hauſen kann.“

Da bat ich ſie demüthig, ſie wolle mir doch ſagen, was eigentlich das Fundament einer wahren und dauerhaften Freundſchaft ſey, und die Frau erwiederte:

„Meine Eigenſchaft und innere Art iſt, daß ich nur tapfere und ehrliche Gemüther verbinde, welche treu und tugendhaft mit einander wandeln, wo keiner ſeinen eigenen Nutzen ſucht, ſondern ſeinem Freunde alles zu Liebe thut, in Lieb' und Leid, in Angſt und Noth, beſtändig bei ihm ausharrt bis in den Tod. Solche Freundſchaft hat man ſchon in der alten Zeit bei den Heiden geſun-

den unter einigen ſtreitbaren Helden, die unter meiner Fahne fochten, und einer für den andern Weib, Kind, Ehr, Gut und Leben willig dahin gab. So war Achilles und Patroclus, Oreſtes und Pylades, desgleichen Titus und Giſippus, Volumnus und Lucullus, Scipio und Lälius, auch Nyſus und Euriatus, die mich in großen Ehren erhielten; ſeit ſie mir aber verſtorben ſind, bin ich bei euch Chriſten ganz zu Grunde gegangen, und habe keine gefunden; ſo du aber deren kennſt, ſo zeig' mir ſelbe."

Da ſprach ich abermals:

„Solcher Frag' Antwort zu geben, bin ich zwar nicht im Stande, jedoch vermeine ich wohl, daß man noch hier und in den chriſtlichen Landen ein treues Herz finden könne, das für die Freundſchaft ſchlägt."

Dieſes vermeinte auch die ſchöne Frau, doch fügte ſie hinzu:

„Wenn ſich ein ſolches einzeln findet, ſo wird es nimmer ein Herz finden, das ſeine treue Liebe theilt und erwiedert. Ja ein ſolcher guter Menſch wird viele Freunde finden, die ſich gar herzlich gegen ihn ſtellen, und gleichwohl nach ihrem Eigennutz gebrauchen und bevortheilen, und wenn denn der wahre Freund ſieht, wie ihn ein Heuchler betrogen hat, ſo ſchmerzt ihn ſolches gar ſehr, und ſein Herz zieht ſich von andern Menſchen zurück, und damit er nicht aufs neue

betrogen werde, verjagt er mich von sich, so daß ich aus allen Ständen christlicher Lande verbannt bin, und keiner mich mehr beherbergen will. Ihre Freundschaft ist ein trügerisches Gespenst, und falscher Schein voll Tücke und höhnischer Argliſt, freundlich in's Auge, und falsch hinter dem Rükken, so daß Jeremias wohl recht erklärt hat: Es sey kein Treue und Glauben mehr auf Erden; kein Bruder solle dem Bruder, kein Nächster dem Nächsten trauen. Also verdrüßt mich mein Leben hier schon; ich habe lange auf Besserung geharrt, und scheide nicht gern von hier, aber es geht einmal nicht anders. — Ich habe gehofft, Gottes Wort werde die bösen Menschen bekehren, welches doch lauter Lieb' und Freundschaft lehrt; da aber auch dieses umsonst ist, so habe ich meine Reise fest beschlossen und angeordnet, und will durch die Wallachei und Griechenland zu den Türken und andern Heidenvölkern ziehen, und sehen, ob ich vielleicht dort in größern Ehren gehalten werde, zu großer Schande aller christlichen Landschaften."

Mit diesen Worten setzte sie sich in ihr Schiffein - ihre Augen wurden von Zähren naß, und nachdem sie mich mit traurigem Sinn gesegnet hatte, stieß sie vom Lande, und fuhr unaufhaltsam dahin. Ich aber stand traurig am Ufer, und schaute ihr nach, so lang' ich konnte, in meinem Sinn gedenkend:

„Ach Herr, laß dich doch erbarmen, daß weder Reich noch Arm im Christenlande die wahre Freundschaft beherbergen mag, und doch ein jeder sich ihrer rühmen will; kommt es mir doch vor, als sey Treu und Liebe schier ganz erkaltet, und es wolle der jüngste Tag gewaltsam hereinbrechen.“

Des Krieges Bild.

Als man zählte im Jahre nach Christi Geburt 1546. den 11. des Monats Juny, da verbreitete sich überall die Sage, der Kaiser sey in Kriegsrüstung, doch wisse keiner, woher und wohin. Das gemeine Volk war darüber erfreut, auch manche vornehme und tapfere Herren konnten es kaum erwarten, bis der Streit angehen werde, und ich gedachte in meinem Sinn. „Das ist doch ein seltsam Ding, daß alles mit großem Frohlocken des Krieges gedenkt, über den ich doch so sehr erschrocken bin, weil man wohl mit Recht ihn einen unerschöpflichen Brunn alles Unglücks nennt.“

Als ich nun eines Abends lange über den Krieg nachgesonnen hatte und endlich entschlief, da erschien mir im Traum unter einer schönen grünen Linde ein wohlgewaffneter großer und starker Mann; der hatte auf seinem Haupt eine goldene Krone und war mit aller ritterlichen Zier

geschmückt. Zu seinen Füßen lag ein Thier, welches fast schön anzusehen war. Es glich einem Leopard mit langem fürchterlichem Schweif; auf seinem Rücken hatte es zwei Flügel, und litt weder Zügel noch Zaum. Dieses Thier lag in einem harten Schlafe, bis endlich der gewaffnete Mann dasselbe durch einen Tritt weckte. Um uns her erschien ein gekrönter Drache, mit Fledermäusen und Eulen umgeben, zwei Löwen und ein Waidmann; — der gewaffnete Mann führte sein Thier an einer goldenen Kette und verfolgte jene, da fiel auf einmal vom Jupitersthron ein Donnerstrahl hernieder; von dem Fluchs das Thier gar sehr in die Größe, und wurde dem Ritter zu stark, daß er es nicht mehr leiten konnte, sondern mußte ihm selbst nachgeben und dahin lenken, wo jenes hin wollte, welches er mit Unwillen that, und an der goldenen Kette mit fortgezogen wurde. Das Thier erhob seine Flügel, und flog über Berg und Thal, und finstre Wälder, durch Schlösser, Städte, Märkte, Dörfer und Felder, und wo es flog, da zerriß, verschlang, fraß und verzehrte es die Früchte, Bäume, Wurzel und Gras, und alles, was auf seinem Wege lag, war verwüstet und verderben, und Menschen und Vieh ohne Zahl erstarb im schrecklichen Elend.

Als das Thier nach des Drachens Anleitung lange und gräulich mit blutigem Rachen umher-

gewüthet hatte, verschlang es zuletzt auch den Mann, der es zuerst aus dem Schlafe gewecket hatte. Viel Eulen und Fledermäuse gingen in dem Strauß zu Grunde; dem wilden Schwein rauste das Thier fast alle seine Borsten aus, und drohete endlich sogar, den Drachen mit seinem Schweif zu tödten.

Nachdem nun das ungestüme Thier lange Zeit im Lande herumgetobt hatte, sandte Jupiter mit lichtem Glanz einen Donnerkeil ihm an den Kopf, daß es auf die Erde niedergestreckt wurde.

Von dem Getöse erwachte ich, und dachte: Dieses Thier ist eine Abbildung von des Krieges blutiger Natur; der hat auch Anfangs einen guten Anschein, als werde er blos des guten Rechts und des künftigen Friedens willen geführt, und wolle mit rittérlicher Hand die Herrschaft erweitern, das Volk bedecken und die Widerspenstigen strafen; aber die rechte Ursache wird mit derlei schönen Farben beglückt. So wird denn der Krieg aufgewecket durch die argen Verhetzer, die nur ihren Eigennutz darin suchen, und Hülfe und Rath dazu geben; und wenn er nun angeht, so führt man ihn an einer goldenen Kette, und verspüret große Unlösten wegen Munizion und Geschoß, der vielen Haufen Volkes zu Fuß und zu Pferde, und wenn es im Anfange noch geringer ist, so wird es von Tage zu Tage stärker, und der Krieg greift also gewaltig um sich, daß

man ihn nicht mehr zähmen kann, und seinen eigenen Lauf lassen muß; wohin er sich wälzen mag und wie lange er dauere, muß ihm das Kriegsheer folgen, es sey ihm schon Nutzen oder Schaden. Und wo der Krieg ist, da wohnt nichts Gutes, denn es wird geraubt, gebrennt und gemordet, Städte, Schlösser und Märkte verheert und weder Alter noch Jugend geschont — Tugend und gute Sitten werden verwüstet, und die Religion geräth in Verfall; — nicht Recht, noch Unschuld wird mehr geachtet, und man verschwendet Seele, Leib, Gut, Gewalt und Ehre. Kurz in Summa: der Krieg ist ein wahrhaftiges Ziehpflaster aller menschlichen Untugenden, und läßt hinter sich einen langen Schwanz, nämlich die Verheerung und Verderbniß des ganzen Landes; auch seinen eigenen Herrn verschont er nicht und dankt ihm, wie der Teufel seinen Knechten lohnt, daß er ihm den Reichthum aus der Hand frißt und ihn um Land und Leute bringt. Das heißt mit goldenen Netzen gefischt, und mancher, der mit großem Jubel den Krieg begonnen hat, kommt in gar schweres Unglück; deß gibt die Historie vielfältiges Zeugniß, zumal wo ein Landkrieg ohne Noth den allgemeinen Frieden trübt; denn das Unrecht wird zuletzt immer bestraft, und Gott hat in seiner Hand den Sieg, und er gibt ihn auch den Städten und Fürsten, die nicht nach Christenblute durstig sind, sondern nur durch

Tyrannei und Unrecht gezwungen, das Vaterland ritterlich schützen und wehren, und zu Gottes und seines heiligen Glaubens Ehre streiten.

Deshalb ist der gemeine Mann unverständig, wenn er sich des Krieges erfreut, denn schon Erasmus von Rotterdam saget das gute Sprichwort, daß nur denen, so nichts erfahren, der Krieg lustig und süß vorkomme; des Kriegsruhms aber solle jeder schweigen. Denn er ist nur eine Strafe unsrer Sünden, von Gottes Zorn entzündet, und man möge sich zur Buße bekehren, weil der Krieg in Gottes Hand steht, und er allein ihr ein baldiges Ende machen kann.

Der Ritter in Frankreich.

Als einst ein Kaufmann aus Welschland seine Geschäfte in Frankreich betrieb, und gegen die berühmte Handelsstadt Lyon zog, so kam er auch durch einen finstern Wald, und begegnete darin einem jungen und stattlichen Ritter, schön, wohl geputzt und von adelichen Sitten und Geberden, der sich mit der Hirschjagd erlustigte, und schon mehrere erlegt hatte, die seine Knechte davon trugen. Der welsche Kaufmann holte im Wege den einen von des Ritters Knappen ein, und fragte ihn, wer denn sein Herr sey. Der Knappe zählte ihm des Ritters Stammtafel her, erzählte

ihm gar viel von ſeinem großen Reichthum, Ehren und Heldenthaten. Da ſprach der Kaufmann: „Wie iſt doch dieſer ſchöne und würdige Rittersmann ſo ganz ohne Tadel und ſelig in ſeinem Leben; kommt es mir doch vor, als könne ſeines Gleichen nicht mehr auf Erden leben.“

Als nun der Knecht wieder zu ſeinem Herrn gekommen war, ſprach er zu ihm folgende Worte: „Herr Ritter! dort von fern reitet ein Kaufmann, der großes Lob von euch ſpricht; er meint, es gebe eures Gleichen nicht mehr in der Welt, und würde ſich wohl für ſehr glücklich achten, wenn er könnte mit euch Bekanntſchaft machen. Billig ſolltet ihr ihm doch eine Ehre erweiſen.“

Und der Ritter näherte ſich dem reiſenden Kaufmann, fragte ihn, woher er komme und wohin er zu ziehen Willens ſey, und als ihm dieſer Beſcheid ertheilt, hatten ſie des Ritters Schloß erreicht, und dieſer bat den Kaufmann zu Gaſte, welcher ſich auch nicht ſehr bitten ließ, und ſich der herrlichen Herberge gar ſehr erfreute.

Sie ritten über die Brücke hinein, und da ſie im Vorhofe abſaßen, lief dem Kaufmann gleich ein Knecht entgegen, nahm ihm ſein Roß ab, und ſprach: „Ich will's verſorgen und ſeiner wohl pflegen bis morgen früh.“

Der Ritter führte ſeinen Gaſt in den Prunkſaal, der überall verziert war auf fürſtliche Weiſe,

und als sie sich es bequem gemacht hatten, kam auch die wunderschöne Gemahlin des Ritters mit zwei holden und zarten Töchterleins herzu, und begrüßte den Kaufmann gar freundlich und ehrbar. Mittlerweile hatte man den Imbiß bereitet, und trug allerhand Wildbret und gute Fische nebst vielen anderen Gerichten auf die Tafel; mit guter Ordnung bedienten die Edelknechte, und setzten eine Credenz von klarem Golde auf den Tisch. Da ward der Kaufmann immer fröhlicher, bis man zuletzt eine verdeckte silberne Schüssel auf die Tafel setzte. Der Ritter hob den Deckel und mit Entsetzen erblickte der welsche Kaufmann ein Menschenhaupt mit langem Bart; die Edelfrau erblaßte und fing an zu zittern und der Ritter warf grimmige Blicke umher. Bald ward das Haupt wieder von dannen getragen und die Knappen trugen allerhand Zucker und Confect auf die Tafel, aber dem Kaufmann war alle Lust vergangen, und er mochte weder trinken noch essen.

Als nun das Mahl vorüber war, führte man den Kaufmann in ein getäfeltes Gemach, wo ihm ein Bett mit seidenen Kissen und Decken bereitet war; der Knappe steckte ihm ein Wachslicht in einen silbernen Leuchter, schloß die Thür zu und schob noch von außen einen Riegel vor. Der Gast sah, daß in dem Gemach Verhänge von allerhand Farben waren; die fing er an, nacheinander aufzudecken, und fand allerhand Harni-

sche und Waffen, bis er zuletzt in einem Winkel des Gemachs einen grünen Vorhang erblickte, den er wie die übrigen aufhob und mit großem Schrecken zwei erstochene Jünglinge fand, die kaum 20 Jahr alt seyn mochten. Da war der Kaufmann tief betrübt, wandte seine Seele im Gebet zu Gott, daß er ihm das Leben retten solle, und fürchtete sich, daß sein letztes Stündlein gekommen sey; zumal da ihm auch das Licht erlosch und er in großer Angst die Nacht hinbrachte; bis endlich die Morgenröthe anbrach und der Riegel von der Thüre weggeschoben wurde.

Da ging der Gast furchtsam in den Saal herab, wo ihn der Ritter empfing und dem traurigen Kaufmann fröhlich einen guten Morgen bot, und ihn fragte, wie er die Nacht in seinem Schlosse geschlafen habe?

Der Kaufmann aber entgegnete:

„O gestrenger Herr, nicht wohl habe ich geschlafen in eurem schönen Gemach, denn mein Herz war voll Sorge und Unmuth. Mir lag das Todtenhaupt noch schwer im Sinne; dazu hab' ich hinter dem grünen Vorhang zwei erstochene Jünglinge gefunden. —

Da erwiederte der Ritter:

„Du hast mich selig gepriesen; so wisse also, daß dieses Todtenhaupt eines Ritters ist, den ich in diesem Schloß mit meinem Weibe im Ehebruch antraf. Mit meinem Schwert hieb ich

ihm das Haupt vom Rumpfe und trag' es nun alle Tage mit zu Tisch, daß mein Weib sich ihrer bösen That erinnere. Die beiden Jünglinge, die du in deinem Gemache gesehen, sind meines Bruders Söhne, die von des Ritters Freunden sind ermordet worden, und diese beiden sehe ich alle Tage an, damit sie mich zur Rache ermuntern, und sieh! über dieser ihren Tod verzehre ich mich in bittrem Leid, und ich ersuche dich, du guter Kaufmann, daß du in Zukunft keinen selig nennest, ehe du ihn und sein Geschick gar wohl ergründet hast.

Gespräch mit einem Waldbruder.

Eines Tages dachte ich über den Lauf der Welt nach und überlegte, wie heut zu Tage alles voll Lug und Trug sey, und bekam ordentlich einen Abscheu vor unsrer Zeit, wenn mir einfiel, was ich in der Historie der heidnischen Völker von herrlicher Treu und Glorie las, und wie man unter den Christen keineswegs solche Beispiele mehr finde. Da erinnerte ich mich endlich eines alten Waldbruders, der in einem nahen Forste wohnt, und von den Leuten nur der getreue Eckard genannt wurde; der hatte mir vor wenig Tagen gar viel seltsamliche Dinge offenbart, und da meinte ich, von ihm auch zu erfahren, woher es

doch komme, daß keine Treue mehr auf Erden zu finden wäre.

Ich machte mich schnell auf, und ging wohl 2 Meilen weit in den Wald hinein, bis ich seinen Hund bellen hörte und alsbald zu der Siedelei gelangte. Da sah ich den alten gar elendiglich da liegen, mit rothgeweinten Augen; er schien halb todt, und ich fragte ihn, was ihm so schwer falle.

Und der Waldbruder entgegnete:

„Komm du mit mir, da will ich dir wohl mein schmerzlich Herzeleid zeigen.“

Ich folgte seinem Begehren und bald gingen wir selbander durch den Wald, immer abwärts, bis wir in einen tiefen schattigen Grund gelangten; da stand ein alter runder Tempel nach heidnischer Art, aus Marmor erbaut, und mit Blei bedeckt. Der Waldbruder führte mich hinein, und da erblickte ich immittel des Tempels eine Todtenbahre stehen, daß ich mich schier des Anblicks entsetzte. Sie war mit einem kostbaren Tuch von blauem Sammet bedeckt, der Duft von herrlichen Spezereien und Rauchwerk erfüllte die Luft, und zwölf brennende Lampen warfen ihren Schimmer auf uns herab. Ueber der Bahre sah ich an einer Stange Helm und Schild hängen, das Schild war von blauer Farbe und zwei verschlungene Hände darin gemahlt, von einem goldenen Ring umgeben. Ich war gar sehr verwundert,

und fragte den Alten, welcher tief seufzte, wer diese Leiche sey?

Aber der Waldbruder antwortete:

„Es ist die ehrenreiche Frau Treu, welche verschieden ist und hat den bittern Tod erleiden müssen."

Ich. O du mein lieber Gott! — so ist die Frau Treu gestorben! — sag an, was hat ihr denn gefehlt?

Waldbruder. Ach, es hat die edle Frau die arge Schwindsucht gehabt, welches Gott geklagt seyn wolle.

Ich. Aber mein Vater! hat sie sich denn gar keiner Arznei bedient?

Waldbruder. Ach sie ist über 30 Jahre krank gelegen, und hat gar großen Schmerz gelitten. Anfangs nahmen sich ihrer Krankheit etliche weltliche Fürsten und Herren an, rathschlagten oftmals ob der Mittel, so zu gebrauchen seyn, und wollten durch die Stadt-Polizei die Preßhafte gelinde purgiren und clystiren lassen; aber es blieb bei dem Reden, und kam nie zur Ausführung. Mittlerweile wurde Frau Treu immer kränker und schwächer, und ging immer dem Tode entgegen. Nachdem wollten ihr etliche Theologen helfen durch allerhand Recepte, ist aber auch nichts daraus geworden; in Schlössern, Städten und Märkten vergaß man ihrer, bis sie endlich von keinem mehr geachtet, ganz jämmer-

lich verſchmachtet, und eines bittern Todes verſtorben iſt.

Bei dieſen Worten fing der Alte zu weinen an, und ich näherte mich der Bahre und ſprach:

„Jetzt erſt begreife ich, warum ich die Frau Treu ſchon ſeit ſo langer Zeit nicht in meiner Nähe geſehen und ſie bei allen Ständen umſonſt geſucht habe, ſowohl auf dem Lande, als in der Stadt, bei Bürgern und Handwerkern, Geſellen und Verwandten, ſo bei Aeltern wie bei Kindern und nirgends eine Spur von ihr gefunden.

Waldbruder. Ja, du mein lieber Sohn, wenn es ſchon ſo ſchlimm war', als Frau Treu auf dem Krankenlager ſich befand, wie wird es nun gehen, da ſie gar geſtorben iſt! nun wird die Untreu, Liſt und arge Tücke auf allen Wegen ausgeübt werden, und der Judaskuß ein alltägliches Handwerk ſeyn. Deshalb warn' ich dich, ſo du nicht betrogen ſeyn willſt, ſo traue auf Erden Niemand mehr, denn die Frau Treu iſt verſtorben, und du kannſt ſie nur noch bei Gott finden; dort iſt ſie ewig und immer, und die Welt iſt voll Trug und im Argen verſunken.

Die menschliche Begierde, das schädlichste aller Thiere.

Als ich eines Abends saß, und im achten Buche des Plinius vom Geschlecht der verschiedenen Thiere gelesen hatte, da fing ich an zu phantasiren, welches Thier wohl unter allen dem Menschen am schädlichsten und gefährlichsten wäre, und über solchem Nachsinnen begab ich mich zu Bette und entschlief noch ehe ich es ausgemittelt hatte. Da erschien mir im Traum ein gar grausames und wildes Thier, das entsetzlich tobte und raste, sein Hals war mit einer eisernen Kette umgeben, und diese hielt ein durchsichtiger Geist, der sich gar sehr bemühte, das widerspänstige Thier zu halten. Auch hatte das Thier, gleich einem Roß, einen Zaum im Maul, dabei der Geist es lenken und seinem Muthwillen Schranken setzen sollte; aber das Thier war zu flink, stark und gewandt, so daß der Geist solches nicht zu lenken vermochte, und ihm nachgeben mußte, wenn es im Felde wüthig hin und her lief. Eilig rannte es in die Berge, um goldenes Erz zu sammeln, von da mit Ungestüm auf die blutigen Kampfplätze, dann wandte es seinen Lauf und kehrte kühn und freudig in die grünen Lustgärten zurück. Der Geist versuchte immer, es zurückzuhalten, aber es stand keinen Augenblick stille, und verschluckte alles, was ihm vorkam, mit kei-

nem Ding sich begnügend. Endlich hatte es den Geist ganz überwunden, warf ihn um, und schleppte ihn über Steck und Stein, durch Gräben, Bäche und Moräste, so daß er voll Koth zu einer gar scheußlichen Gestalt wurde, ohne alle Kraft den Zügel fahren ließ, und ohnmächtig an einem dürren Baume niedersank.

Als dies geschehen war, sandte Jupiter aus seinem hohen Himmelssaale einen gelinden Wasserstrahl vom Himmel, der das Thier niederschlug — da ermannte sich der Geist wieder, sprang auf, und trat es mit Füßen, worauf es schwach und demüthig wurde, sich zäumen ließ und dem Geist sanft und geduldig folgte.

Zu dieser Zeit ersah ich in der Luft meinen Schutzgeist, und sprach zu ihm:

„O komme, und gib mir eine klärliche Deutung dieses wunderbaren Gesichts. —"

Und der Engel sprach folgende Worte:

„Dieses schädliche Thier ist die Begierde der Menschen, die Sinnlichkeit und Leidenschaft, so in Leib und Blut steckt, und einen gar starken Trieb hat zu allem, was wohl thut, und dem, was schmerzt, gar heftig widersteht. Schau, das ist das Ziehpflaster aller menschlichen Untugenden, die den Menschen verderben, an Leib und Geist tödten, und deshalb ist die Begierde, welche ihn beherrscht, das schädlichste und gefährlichste Thier, und es spricht schon Chilon der Weise, es solle

sich der Mensch vor sich selbst, als seinem Feinde hüten."

Ich aber fragte weiter:

„Sag mir an, wer ist der Geist, der sich stets müzet, das böse Thier zu bändigen?"

Und der Engel entgegnete alsobald:

„Der Geist ist die Vernunft, welche dem menschlichen Geschlechte von Gott in diesem irdischen Lauf zur Königin gegeben ist, daß sie sein Leben regiere, mit allen Tugenden ausschmücke, die rebellische Begierde wohl im Zaum halte, und zu unrechten Dingen sie nicht zulasse; wenn aber das wilde und unbändige Thier des menschlichen Gemüthes sich bemächtigt, und unter Toben und Wüthen anzeigt, wozu der Mensch von Natur geneigt ist, und die Vernunft nicht gleich im Anfang widersteht und durch die Tugend sie bekämpfet, so wird sie endlich von der Begierde überwältigt, und diese entreißt sich ihrer Herrschaft, läuft mit verhängtem Zügel zu allen Wollüsten, wälzt sich im Schlamm der Sinnlichkeit, tanzt und singt, ficht und läuft, ergötzt sich mit Schießen und Hetzen, und was sonst des Menschen Fleisch und Blut ergötzen mag, auch wird sie keine List noch Betrug scheuen, um Gewalt, Ehre und Gut zu erwerben, und wer ihr daran hinderlich ist, der wird von ihr mißhandelt und verdrängt. Also taumelt die menschliche Begierde, einem zaumlosen Thiere gleich, von einem Laster

zum andern, und ist in ungerechten Dingen ganz unersättlich. Solchen schreiben etliche heidnische Philosophen und melden, wie solche die Vernunft ganz darniedertritt, mit allem guten Rathe, und der Mensch dann fortfährt, wie ein Schiff ohne Steuermann, in großen Fährlichkeiten, und endlich, von seiner Begierde ganz überwunden, als ein Thier lebt, wie Cicero frey sagt, ein Mensch zur Zeit der Leidenschaft sey nichts anders, denn ein unvernünftiges Thier, und auch Diogenes spricht: Welcher Mensch nur nach seinen Begierden lebt, der ist deren ewiger Knecht. — Ob der Mensch von seinem Gewissen geplagt wird über unrechtliche Thaten, das kümmert ihn wenig, und zu seinem eigenen Verderben verschönt und entschuldigt er seine Laster, und bleibt an selbigen so lange kleben, bis Gott aus Gnaden ihm ein Kreutz auflegt, an Leib oder Gut ihm einen Schaden zuschickt, als eine väterliche Strafe, daß er von dem Sündenschlaf erwache, mit ritterlichem Kampf die Begier dämpfe und besiege. Dann kommt die Vernunft wieder mit ihrem Rath, wie sie von dem Wort Gottes erleuchtet ist, das er uns gegeben hat, um darnach unser Leben einzurichten, wodurch sodann dieses schädliche Thier an aller Beschädigung des menschlichen Gemüthes verhindert wird, und der Mensch dessen ledig in Tugend und Ehrbarkeit lebt, bis Gott ihm mit Gnaden ein seliges Ende verleiht.

Gespräch vom Zutrinken.

Als ich eines Abends spazieren ging, und auf dem Marktplatz auf und nieder strich, da sah ich von ungefähr einen trunkenen Mann einhertorkeln, und nach der Sitte der Vollgesoffenen immer nach unten treiben und gewaltig wanken; seinen Rock schleppte er im Koth nach und viele Buben liefen mit ihm und höhnten ihn aus. Als ich ihn nun recht besah, erkannte ich, daß es ein gar guter Bekannter von mir war, und ich überlegte, ob ich ihn zur Rede stellen, und ob seiner Trunkenheit tadeln sollte; doch da dachte ich, es sey jetzt keine Zeit, er würde jetzt wild werden und unmuthig, und weil das Sprichwort sagt: „einem trunkenen Mann soll ein Heuwagen weichen," so blieb ich ganz stille stehen, ließ den Vollen seines Weges ziehen und ging erst des andern Tages zu ihm, wo ich mit folgenden Worten begann:

„Mein Freund, wie warst du gestern so voll gesoffen, daß ich mich deiner schämen mußte! — Sag an, was bringt es dir für eine Lust, dich anzufüllen gleich einem Vieh?"

Der Trinker. Ich muß dir nur sagen, mein guter Freund, daß ich in eine Gesellschaft gekommen bin, wo ein Freund es dem andern zubrachte, und da habe ich bei mir selbst gedacht: wie soll man denn einem Freunde den Bescheid abschlagen!

Ich. Aber wie kannſt du die für gute Freunde halten, die dir alſo mit dem Zutrinken zuſetzen, daß du darüber um Vernunft und Ehre kommſt?

Der Trinker. Du biſt auch allzu heftig; ſoll denn das Trinken an der Ehre ſchaden?

Ich. Wenn du beladen biſt mit ſüßem Wein, daß du mit halben Wind herſegelſt gleich einem Thoren, vor rechtlichen Leuten fantaſirſt, und dich ſo wunderlich geberdeſt, daß ſie mit Fingern auf dich deuten, glaubſt du, dieſes ſey dir eine Ehre? — Nein, ſolches iſt eine Schande, und wenn du es ſchon längſt vergeſſen, ſo wird es dir noch ſehr hoch angerechnet, und du darob verachtet.

Der Trinker. Ey! was frag' ich viel nach der Ehre, wenn nur mein Beutel es aushält.

Ich. O Geſelle, halt ein mit ſolchen Reden und ſag' an, ob du in ſolchem unmäßigen Schwelgen nicht das Deine verſchwendeſt, wenn du den Wein ſtromweiſe in dich hineingießeſt, und deine Vernunft und Sinn dergeſtalt zerrütteſt, daß du in einen tollen Lebenswandel verfällſt und deinen Handel und Gewerbe vernachläſſigſt, träg' und fahrläſſig wirſt und nur ans Wirthshaus gedenkeſt. Davon muß dir endlich die Armuth, wie ein ſtarker Riß ins Haus kommen, und wer den Wein lieb hat, wird nimmer reich.

Der Trinker. Das gilt mir alles gleich, bin ich doch eher auch nicht reich gewesen, und habe niemals nach großem Reichthum getrachtet. Hab' ich nur einen gesunden Leib, so werde ich Weib und Kinder von Tag zu Tag ernähren.

Ich. O mein Lieber! glaubst du denn nicht, wenn du dich also der Trunkenheit ergibst, es werden dich nicht bald vielerlei Uebel anfallen? Nicht nur zitternde Hände und Füße, sondern triefende Augen, Kopfschmerz und verdorbener Magen, allerhand Flüsse und die Schwindsucht werden dich heimsuchen und martern auf vielfache Weise, daß du verdorrest wie ein ausgejätetes Unkraut; — darum wär mir kein Freund so lieb, daß ich mich seinetwegen dem Trunk ergeben sollte.

Der Trinker. So soll ich also die Ungunst meiner ehrlichen Freunde auf mich laden, wenn ich ihnen Bescheid zu thun versage?

Ich. O mein lieber Geselle, fürchtest du denn die Säuferrotte mehr, als deinen lieben Herrgott, der die Völlerei verboten hat, weil daraus große Uebelthaten, Unzucht, Sünde, Schande und Laster entsteht. Man sieht es wohl zu jeder Stund, wie ein Mann in der Trunkenheit gegen Recht und Scham handelt, wie er in nüchternem Stande nimmer handeln würde, und sich und andern großen Schaden zufügt an Seel und Leib, an Ehre und Gut. Darum fürchte dich mehr

vor Gott und weiche von der tollen Bande und ihrem Müßiggang und Völlerei.

Der Trinker. O da müßte ich wohl aus der Welt fliehen und gar allein seyn, weil das Zutrinken so gar gewöhnlich ist, bei allen Gastereien, wo ich hinkomme, und ich nicht anders thun kann als ein Anderer.

Ich. Ein Biedermann gibt dem Zutrinken ein gar kleines Lob, und ich glaube nicht, daß er viel darauf halten werde, ob man Bescheid thut, das kannst du mir glauben; aber ich glaub' es sey dir wohl selbst wohl dabei, wenn du dich vollsaufest.

Der Trinker. Mir ist nicht immer wohl dabei, wenn ich meinen Bescheid thue, habe ich oft den Wein vom vorigen Abend noch im Magen liegen; aber sollt' ich darum Einem einen Trunk abschlagen — da müßte ich mich ja mein Lebtage schämen.

Ich. Schäme du dich um etwas, das dir Schande macht, aber wenn du einen Trunk auslassest, so ist dir dieß keine Schande, sondern vielmehr eine größere Ehre, als wenn du Kannen in dich gießest, und man wird es dir wohl verzeihen, wenn du mit höflichen und freundlichen Worten einen überflüssigen Trunk ablehnest.

Der Trinker. Ich versage keinem einen Trunk, so darf ich ihn auch wieder Einem zubringen.

Ich. Ja, ja, dir geschieht schon mit dem schädlichen Zusaufen ein Dienst, und lässest dich gar zu gern zu solchem nöthigen; ja du hältst es für Kurzweil, Freud und Ehre, und da kann kein weiteres Zureden helfen, bis du endlich mit eigenem Schaden die Wahrheit erkennen wirst. Wenn Schande, Armuth und Krankheit über dich kommen, werden dir die Augen aufgehen und du wirst einsehen, daß es besser wäre, wenn du dich solcher Thorheiten und des Zutrinkens in jungen Tagen entschlagen, und viel lieber deines Gewerbes gewartet hättest. Aber wenn du dann den Stall zumachen willst, so ist doch die Kuh schon heraus; derhalb, mein Freund, schau jetzt dazu, so lange du noch Zeit hast und entsage der Trunkenheit; führe einen ehrbaren, mäßigen Wandel, treibe fleißig dein Gewerbe, daß du Weib und Kind ernährest, und dir einen gesunden Leib erhältst, und sey Gott stets dankbar ergeben, daß er dir Gedeihen und Segen verleihe.

Klagrede der neun Musen über Teutschland.

Im Jammer ritt ich einst durch den Schwarzwald, wo sich lustige Jäger mit der Hirschjagd unterhielten; das Jagdhorn erschallte munter, und als ich eine Hündin durch's Holz traben sah, setzte ich ihr nach und wollte sie erlegen, denn

sie schritt gemachsam, als ob sie müde wäre, und der Schnee war tief. Sie aber führte mich im Walde herum durch mannigfaltige und krumme Gänge, und je länger ich sie verfolgte, je ferner war sie mir, bis ich sie endlich gar aus den Augen verlor. Da hörte ich auf einmal etwas im Schnee krabbeln, und es ward mir ganz sonderbar und bang ums Herz, denn ich meinte, die Wölfe kämen mit Haufen; indeß, als ich mich umsah, sah ich neun zarte Jungfrauen von adeligem Wesen, die nach heidnischer Art gekleidet waren, in Seide zwar, doch alt und zerrissen und mit Schmutz besudelt. Auch waren sie sehr mager an Leib und ihre Gesichter blaß und eingefallen, obschon man ihnen ansah, daß sie viel Witz besäßen.

Ich dachte, es wird wohl, die Göttin des Waidwerks, Diana seyn, und redete sie an, warum sie in so kalter Zeit in dieser unwegsamen Wildniß umherzögen?

Da antwortete eine von ihnen:

„Wir kommen aus teutschem Lande her, wo wir so lange Zeit gedient haben."

Und als ich sie wieder gefragt, was sie denn eigentlich in Teutschland gethan hätten, entgegnete sie mit Weinen: „Dort haben wir sie alle Künste gelehrt. — Wir sind die neun Musen, und alle Künste, welchen Namen sie haben mögen,

sind durch uns auf die Erde gekommen. Und als ich das gehört, da rief ich eilig:

„Wenn ihr dieses seyd, so lauft mit mir, und ich will euch zu hohen Ehren bringen."

Aber die Muse sprach:

„Schon viele Zeit haben wir in Teutschland zugebracht und wurden auch anfänglich von Alt und Jung ehrbarlich gehalten, bis wir all' unsere Kunst ausgespendet hatten, so daß schier alle Winkel voll von Gelehrten sind, und freye Künstler und sinnreiche Werkleute ohne Zahl sich herumtreiben. — Auch die Summe der Bücher ist nicht klein, aber nun sind auch die Künste gemein geworden und werden unwerth und verachtet. Das kommt daher, weil man Wollust und Pracht mehr schätzt, als Kunst und Gelehrsamkeit, weil Wucher und Betrug so unverschämt in Teutschland geworden ist, daß, wer Geld hat, hat was er will, und die Kunst nur noch gar wenig gilt und unser gar nicht mehr gedacht wird."

Da sprach ich zu ihr mit tröstlichen Worten:

„Ey! ihr werdet doch noch von manchem vernünftigen Mann gar hoch geehrt."

Und die Muse antwortete alsbald:

„Ja wohl gibt es noch verständige Leute, die an uns halten; ihrer sind aber leider zu wenig gegen die große thörichte Menge; diese werden sammt uns verlacht und als Phantasten verspottet, können sich auch kaum des Hungers erweh-

ren, weil man sie so wenig als uns selbst achtet, und Ehre, Lob und Preis der Kunst ist ihre einzige Speise. Und weil wir hier alle neun Hungers sterben müßten, so wollen wir Teutschland verlassen, daß es wieder kunstlos werde und ohne Verstand, und werden mit Ehren nach Griechenland zum Berg Parnaß zurückkehren, zu unserm Apollo und der Göttin Pallas, durch die wir durch Tausende von Jahren in hohen Ehren gehalten wurden, und mit uns alle Philosophen, Poeten und Redner; dahin kehren wir zurück, und du wirst hinter uns keinen Fußpfad finden."

Mit diesen Worten verschwanden alle neun im Holz, und als ich nachher in die Höhe schaute, sah ich sie in der Luft dahin schweben.

Vergleichung des menschlichen Lebens mit den zwölf Monaten des Jahres.

Einst fand ich ein gar sinnreiches Buch in französischer Sprache, darin war das ganze menschliche Leben mit einem Jahre verglichen, welches in zwölf Monate eingetheilt wird, also hat auch das menschliche Leben zwölf Theile, und jeder von ihnen kommt mit einem Monat überein, und begreift beiläufig 6 Jahre, so daß das ganze Leben auf 72 Jahre berechnet wird, so der Mensch nicht von einem frühzeitigen Tode dahin gerafft wird,

wie es denn Gott oft verhängt und unter Tausenden nicht viele das genannte Ziel erreichen. In dieser Beschreibung wird nun abgebildet das menschliche Leben von Anfang in blühender Jugend, mit Laster und Tugendlichkeit, mit all' seinem Thun und Lassen, wie es auf der Lebensstraße dahin wandelt, wie es zu und wieder abnimmt, bis in des Todes Grab.

I.

Der Januarius ist der erste Monat im Jahre, darin sind bloß alle Felder, laublos Busch und Wald, die Kräuter haben weder Kraft noch Saft, noch Geschmack; die Sommerwonne liegt all' darnieder, mit Schnee und Reif überschneyt — vor Frost schmiegt sich Mensch und Vieh in engen Raum und bleibt traurig in den Häusern und Gebäuden.

Der Jänner zeigt klärlich den Mensch an, wenn er geboren wird und erst in die Welt eingeht, da liegt er auch nackt und bloß und ohne Sinn und Verstand; er kann nichts als schreien und weinen, und muß genährt und gesäugt werden, gehoben, gelegt, getragen und gewaschen — man muß ihn erst stehen und gehen lehren, und wenn ihm die Zähne gewachsen sind, ertheilt man ihm erst Unterricht im Lallen und Reden. Also ist der Mensch ein schwaches und armseliges Wesen

und zu allen Geschäften untauglich bis in sein sechstes Jahr, welches sein erstes Alter genannt.

II.

Der Februarius regiert mit Mühseligkeit; da wird das Futter aufgefressen, Kälte und Nässe setzt Menschen und Vieh gar hart zu, die Flüsse, Bäche und Teiche sind noch immer zugefroren und Mühlwerk und Schiffahrt müssen feiern. Läßt endlich die Kälte gnädiglich nach, so thun die Wassergüsse großen Schaden; aber das Erdreich schluckt das Schneewasser ein, daß es wieder erquicket werde und sich vorbereite zur Ankunft des Lenzes.

In der That gleichet der Mensch dem Hornung von seinem sechsten bis ins zwölfte Jahr. Er verbringt ohne Nutzen seine Zeit, wird von fremder Arbeit genährt, gekleidet und erzogen; mühsam muß er gezüchtigt und vom Uebel gezähmt werden, dazu er von Natur geneigt ist. Auch hat der Mensch in diesem Zeitraume vielerlei Unrath an sich, ist vielen Gefahren unterworfen mit Verwahrlosen, Brechen und Fallen; er ist toll und unvorsichtig, bis man ihn nach und nach von seiner kindischen Thorheit abzieht, und ihn belehrt, daß es ihm sein Lebtag helfen soll, und mit fleißigem Lernen in der Schule oder zu Hause beschließt er das zweite Alter.

III.

Wenn der Martius herankommt, so trägt er die Pflugschar mit sich, damit wird das Erdreich künstlich geebnet; auch beschneidet man die Weinreben, pelzt die Bäume, säet Haber und Kern und schickt sich zum fernern Feld- und Gartenbau an. Dieser Monat hat viel ungestüme Wetterstürme, die den alten Leuten gar gefährlich sind.— Störche, Kraniche und wilde Gänse kommen wieder, die Bäume fangen an zu sprossen, weil die milde Luft des Lenzes die Erde freundlich öffnet und erschleußt.

Dem Märzen wird der Mensch verglichen, bis er das achtzehnte Jahr erreicht; da richtet man ihn zu einem Handel oder Gewerbe ab, damit er in der Jugend lerne, womit er sich dereinst ernähren soll. Im Menschen nimmt der Verstand zu, daß er Böses und Gutes zu unterscheiden versteht; aber noch tobt die Jugend in seinem Gemüthe wie ein ungestümer Sturmwind, er handelt gar toll und unbesonnen, weil sein Herz noch voller hitziger Begierden steckt; er ist gäh und unbehutsam und hat gar seltsame Einfälle, doch nimmt er zu an Schönheit und Gestalt und erreicht also das achtzehnte Jahr.

IV.

Der vierte Monat Aprilis, der bringt uns viele Freude und Wonne mit; das Gras wächst

früh und spät, die Bäume stehen in ihrer vollen Blüthe, die Vögel in den grünen Wäldern fangen wieder lustig zu singen an; doch aber bringt der April unstätes Wetter mit sich — bald regnet es und schneiet darin, bald scheint wieder die Sonne, und dieser Wechsel währt den ganzen Tag, so daß sich keiner auf das Wetter verlassen kann.

Der Mensch in seinem vierten Alter ist dem April zu vergleichen, denn so wie jener grünet und wächset er, und steht in seiner schönsten Blüthe; auch nimmt er zu an Kraft und Macht und fühlt sich voll und mündig; fröhlich geht er im Springen einher, und ist lieblich in Wort und Geberde — aber er ergibt sich auch aller Wollust, dem Spiele, Schlemmen und Buhlerei, denkt nur an allerhand Kurzweil, Tanzen, Hofiren, Fechten und Ringen und verliert die Zeit im beständigen Wechsel von unnützen Dingen, daß er nichts ordentliches beschließt, und so wankt er auch in seinem Sinn und Gedanken gar unstät und wankelmüthig hin und wieder, bis er das vier und zwanzigste Jahr erreicht.

V.

Der fünfte Monat ist der May, der bringt mancherlei Blümlein mit sich und bekleidet Wald, Berg und Thal mit schönem Laub und Gras, er schmückt die Hecken in den Gärten mit Rosen, deren wunderſamer Geruch die Luft erfüllt; er

gibt auch allen Gewürzen ihre Kraft, allen Bäumen und Kräutern ihre Säfte — doch seine Schauer, Hagel und Reife greifen gar oft die zarten Blüthen an und ertödten darin das Herzblättlein oder erfrieren und verderben den Wein.

So wie der May regiert, so wird der Mensch im fünften Alter stark an Leib, thätig und kräftig; er schmückt sich, und alle Lebenskräfte regen sich in ihm, er hat Lust zum Kriege, ist hochmüthig und kühn — er unternimmt große Thaten und brennt voll heißen Geblütes; aber solche Kühnheit macht ihn frech, unverträglich, trotzig und gäh. Durch derlei Hagel und Ungewitter macht er sich oft selbst sein Leben bitter und bringt sich in verderblichen Schaden, bis er das fünfte Alter vollendet, und das dreißigste Jahr erreicht.

VI.

Der sechste Monat heißt Junius und in selbem fängt die Feldarbeit an; man setzt Pflanzeln und säet Leinsamen; auch wird darin das Gras abgemähet, das Heu gemacht und auf den Wagen geladen, dann bewahrt man es auf dem Boden, damit das liebe Vieh keine Noth leide — sodann pflückt man das rothe Obst, Amarellen, Kirschen und Erdbeeren, und mehr dergleichen frohe Arbeit findet Statt.

Dem Brachmonat ist fürwahr zu vergleichen der Mensch im sechsten Alter: da geht erst seine Arbeit an, und damit er sein Weib und Kinder ernähre, mit Handarbeit oder Handel, muß er fein fleißig seyn, und all' die Thorheiten der Jugend fahren lassen; nun hat er auf seine Haushaltung Acht und sieht sorgsam zu, daß er Hab und Gut erwerbe, weil er mit Kindern reich gesegnet wird; ist er aber faul und träge bis in das sechs und dreißigste Jahr, so wird er sein Lebtag keine Reichthümer erwerben.

VII.

Im Julius fängt die Ernte an, da schneidet man das Sommerkorn und sammelt Gerste und anderes Getreide ein, damit man das Jahr hindurch davon lebe; das Frühobst wird abgenommen, und so es gut gerathen, in Vorrathskammern aufgeschüttet; wenn aber ein stöter Regen eintritt, während man schneidet, verdirbt er allenthalben die Ernte, das Getreide wird schwarz, fault und wächst aus und die Landleute kommen in großen Schaden.

Dem Heumonat gleicht das siebente Menschenalter, und wenn der Mensch haushälterisch ist, so schreitet er zur Zeit der Ernte, schafft sich Vorrath an, so lang Gewerb und Handel geht, sammelt bei jungen Jahren, so lang er Stärke und Kraft, mit ämsiger Arbeit und Sparen, daß

er Zehrung habe bis in den Winter seines Lebens und an des Grabes Rand. Wo aber gleich einem feindseligen Regen die böse Gesellschaft das Regiment führt, und er spielt, saust und frißt, seines Handels und Gewerbes nicht gedenkt, die beste Zeit unnütz verschwendet, da wird er nach Sonnenuntergang frieren und schon mit Leid das zwei und vierzigste Jahr erreichen.

VIII.

Im August geht die heiße Zeit an, wo Menschen und Vieh schwach werden und der Landmann auf dem Felde im Schweiß seines Angesichtes gar mühsam arbeitet. Donner und Blitz ängstet die Leute und die Hundstage regieren und der Tag fängt an abzunehmen.

Der Augustmonat ist wahrhaftig zu vergleichen dem achten menschlichen Alter, in welchem der Mensch noch früh und spät mit großer Mühe arbeitet: doch nehmen schon die Kräfte der Jugend ab; dafür aber wächst die Tugend und Vernunft und hält er sich aufrichtig und herrlich in seinem Stande, so wird er auch zu Ruhm und Ehren kommen; — aber zugleich nahen ihm vielerlei Ungewitter von dem walzenden und wankelhaften Glück durch Krieg, Feuersbrunst und tausend Unfälle. So wird er beschädigt an Leib und Gut, jedoch wenn er sich mit Klugheit darein schickt, die er durch Erfahrung erworben, so wird

er ſtets ſein Haus wohl regieren, und erduet alle Dinge weislich bis in ſein acht und vierzigſtes Jahr.

IX.

Im September geht die Weinernte an, da werden Kiſten und Keller voll, das Obſt wird abgenommen, man geht auf die Vogelweide und ſchneidet den ſüßen Honig; doch iſt die Frau Nachtigall verſtummt, die Blätter ſind fahl geworden, und alle Sommerwonne hat ein Ende; — mit kühlen Strahlen ſcheint die Sonne auf die Erde herab, kalte Winde wehen des Abends und der froſtige Herbſt nahet heran.

Der Herbſtmond zeigt das neunte menſchliche Alter an, und wenn man Reichthum und Ueberfluß in ſeinem Stande gewonnen hat, wohlgerathene Kinder, die zum Theil glücklich verheurathet ſind, ſo nimmt doch, trotz allem Glück und reicher Habe, der Menſch zuſehends ab; ſeine ſchöne Geſtalt verliert ſich, die Zähne ſchwinden aus dem bleichen Mund, die Haut wird runzlich und grau das Haar und Bart; alle Freuden verlaſſen ihn, Speis und Trank ſchmeckt ihm nicht wie zuvor, der Schlaf iſt kurz und er wacht oft auf, auch erliſcht ſein guter Muth, und er wird langweilig und verdroſſen, wo er die Jugend ſieht muntere Streiche ausführen; deshalb wird

er mit Feindschaft beladen bis in das vier und funfzigste Jahr.

X.

Im Oktober geht der frostige Herbst an — da kommen Reife und kalte Regen und anderes Ungewitter', alle Kräuter auf den Wiesen ersterben und verfaulen, das Feld sieht öde rundum, und Wälder und alle Bäume werden kahl, die Vögel fliehen weit über's Meer, und das Gewürme verkriecht sich in die Erde; alle Creaturen bangen vor der künftigen Winterkälte.

Der Weinmonat ist eine genaue Abbildung von dem zehnten Menschenalter, wo dieser abnimmt an allen Kräften, Sinn und Muth, am Gehör und Gesicht, und endlich auch Gedächtniß und Vernunft schwächer wird; die Stimme wird schwach, der Athem kurz, Flüsse, Husten, Zittern und Schwindel, das sind die Schätze des Alters und viele andere Krankheiten, die fallen haufenweis ein, zumal man in der Jugend sich unordentlich gehalten hat, mit Unkeuschheit, Fressen und Saufen, da wird von den vielen Uebeln überwältigt und erreicht mit Schmerzen das sechzigste Jahr.

XI.

Wenn der November eintritt, so bringt er nichts anderes mit sich, als Reif, Eis und den

kalten Schnee; da ist auf keine Frucht mehr zu hoffen, und man frißt und zehrt auf, was man im Sommer geerntet hat. Wer nicht zur rechten Zeit gesammelt hat, wird in dem Monat großen Mangel erdulden.

Der Wintermonat gleicht wohl des Menschen eilftem gebrechlichen Alter, wo er kalt und fruchtlos wird, und nichts mehr gewinnen und verdienen kann; darum wird er karg, und ob er gleich reich ist, doch immer fürchten, er möge um alles kommen. Da heißt man ihn einen alten Filz und bei all' seinem Gut wird er nimmer geachtet und jedermann wünscht nur seinen Tod, auch seine Kinder würden gern sein Ende ansehen, damit sie ihn beerben können; ist er aber gar arm, so wird er so wenig als ein Hund geehrt, Freund und Feind werden sein überdrüßig, weil er schwach ist und zu nichts mehr gebraucht werden kann. Sein werthloses Alter zeigt ihm, wie übel er in der Jugend gethan hat, und weil alle Reue und Leid vergebens ist, so verdrüßt ihm selbst sein Leben, und, verlassen von jedermann, wünscht er sich in seines Alters Jammer den bittern Tod bis in das sechs und sechzigste Lebensjahr.

XII.

Der Dezember naht mit grimmiger Kälte heran, und durchfriert alle Gewächse so sehr, als

ſollten ſie nimmer wieder grünen und blühen; alles ſchaut aus, als wäre es verdorrt und geſtorben, und könnte nimmer ein Sommer kommen.

Der Chriſtmond zeigt uns klärlich des Menſchen zwölftes und letztes Alter an, wo keine Beſſerung mehr zu hoffen, es ihm immer ſchlechter geht, und ſo lange er noch lebt, nichts gutes mehr zu erwarten hat; hat er aber in ſeinem frühern Leben nichts Denkwürdiges verrichtet, ſo ſcheidet er ohne Gedächtniß von dieſem Leben in das Grab. Nichts anders hat er auf dieſer Erde zu hoffen; doch ſteht ihm jenſeits die Hoffnung zu dem ewigen Leben offen, wenn er ſich im herzlichen Glauben dem Herrn Jeſus ergeben hat, der ihn nach ſeiner Zuſage am jüngſten Tage erwecken wird, daß er ſich mit der Schaar der Engel und aller Auserwählten erfreue, und ſtatt dieſes gebrechlichen Lebens das ewige, himmliſche empfange. Dieſes möge uns nicht entgehen, und Chriſtus wolle, uns ſolches allen geben.

Beſchluß.

So iſt durch die zwölf Monate des Jahrs das ganze menſchliche Leben verglichen, wie es nach dem Laufe der Natur zunimmt und abnimmt, bis auf das zwei und ſiebenzigſte Jahr, das wenige Leute erreichen, denen geht viel Zeit vom Leben ab, die ſie unnütz verbrauchen, und die halbe Zeit geht verloren, während man zu Nacht liegt und

ſchläft und gar keine Geſchäfte betreibt. Auch die zwei erſten Alter gehen dahin im Kindesalter, ohne daß man ſie zu benutzen weis, und wie viel edle Zeit verliert der Menſch mit Krankheit, mit Faulenzerei und vielen andern Untugenden, und wer ſich in Jugend und Alter einem Laſter ergeben, darin viele Jahre gleichſam gefänglich lebt, der kann wohl ſagen, er ſey mehr todt als lebendig geweſen; ja, man kann mit Recht ſagen, daß der Menſch kaum ſechzehn Jahre recht lebet, die andere Zeit verläuft unnütz und ſchwindet dahin, wie ſie gekommen, daher auch Simonides, als man ihn fragte, wie lange er gelebt habe? die Antwort gab: „Eine kurze Zeit, doch lange Jahre.“

Deshalb, o Menſch, leb' ſo die kurze Zeit,
Auf daß dir dort in Ewigkeit
Durch Jeſum Chriſtum werd' gegeben
Ein immer ewig, ſelig Leben,
Daß dir unwandelbar aufwachſ'
Ewige Freud! das wünſcht Hans Sachs.

Das Labyrinth der Welt.

Eines Morgens im May ging ich aus, mich im freundlichen Hain zu erfreuen, und weidete meine Augen mit fröhlichem Gemüth an der lichten Flur; denn Wälder, Berge und Thäler waren

mit Blumen, Laub und grünem Gras bekleidet, und die Bäume und Hecken gleichsam mit zarten Blüthen überschüttet, so daß alles in lauter Morgenwonne zu leben schien, und der Vöglein Schaar süß und schön darin musicirte. — Da setzte ich mich im Schatten nieder, um ganz ruhig den vielfachen Weisen der Vögel zuzuhören, und bald sah ich, daß das grüne Gras voll mit kriechenden Ameisen war, die emsig hin und wieder liefen. Ich stand auf und fand einen großen Ameisenhaufen, in dem sich alles wider und durcheinander bewegte; einige zogen Körnlein hinein, und nagten fleißig die vordern Spitzen ab, damit sie nicht wieder aus der Erde herauswüchsen, die nassen trockneten sie an der Sonne, und wo sie eine todte Ameise fanden, die trugen sie heraus und verscharrten sie. Und in dem Felsen sah man die Steige von ihrem öfteren Hin- und Wiedergehen, und wie sie ohne Ruh' und Aufhören mit der größten Emsigkeit arbeiteten. Da ich nun immer ihrem Fleiße zusah, da schlich ein uralter, bleicher Mann herbei, den ich nach seiner Kleidung, langem Mantel und schneeweißem Bart für einen griechischen Philosophen von der Secte der Peripatetiker erkannte, und der grüßte mich, und fragte, was ich so aufmerksam zusähe?

Da entgegnete ich ihm die Worte:

„Wenn ich so in den Ameisenhaufen hineinsehe, wie alles durch einander sich bewegt, da

bedünkt mich, als sey solcher ein wahrhaftiges Ebenbild des ganzen menschlichen Geschlechts auf Erden, welches auch, ohne jemals zu ruhen, hin und her reiset, läuft und zappelt, jeder auf eine andere Weise."

Da antwortete der Philosoph:

„Wohl läuft das menschliche Geschlecht immer unruhig durch einander wie dieser Ameisenhaufen, doch nicht so ordentlich als dieser, sondern meistens in der Irre nach heftiger Begierde und Wünschen, und es ist Summa Summarum ihr Lauf dem Labyrinth zu vergleichen, wie es der kunstreiche Baumeister Dädalus einst vor langer Zeit in Creta gar artlich und sinnreich erbaut hatte. Dieses Haus hatte eine große Zahl gar seltsam verschränkter Irrwege, die zirkelrund auf und nieder und wieder in einander gingen, und in allerhand Krümmungen um das ganze Haus herum, daß mancher Mensch sich darin verging und von dem Minotaurus gefangen wurde; der war halb Mensch und halb ein Stier und gar ein gräulich Ungeheuer, und brachte die Gefangenen auf eine elende Weise ums Leben, wie es auch gar vielen geschah; wer aber ohne Leid aus dem Labyrinth herauskommen wollte, der band einen Faden an die Pforte und zog solchen nach durch das ganze Haus, und wenn er dann heraus wollte, so ging er nur wieder dem Faden nach, und fand auf solche Art den Ausgang.

Nun siehe, ob das ganze menschliche Leben nicht diesem Labyrinth zu vergleichen ist, welches so zahllose Umschweife enthält, daß es ein starkes Irren zu nennen ist. Schau, wie die streitlustigen Ritter und Herren um einer schlechten Sache willen in Zwiespalt gerathen und Fehden führen, die tausendmal mehr kosten, als ihnen der Sieg einträgt; sie vermeinen reiche Leute zu machen, und ihr Vaterland geht zu Grunde durch wechselseitigen Brand, Mord, Raub und Brandschatzung. Ihr Gut und Geld verschwenden die Reichen durch großen Prunk und Rechtshandel und Gezänke, worin so viele Schlupfwinkel vorkommen, daß sich mancher weise Mann darin verirrt, und den Ausgang nicht wieder finden kann, bis ihm endlich Armuth und Noth die Pforte aufthut. Merke auf, wie mancher Mann sich im Bergwerk versteiget, daß die Katze sein bestes Vieh wird, weil er sich in den vielen Gängen verirrt, und keinen Stollen unbenutzt lassen will. Wie viel Irrwege finden sich in großen Häusern, daß sie den Erbauer am Ende gereuen, weil er seinen Schaden erlebt. — Schau wie der Waidmann Land, Wasser, Wald, Gebirge und Zäune durchdringt, um das wilde Thier zu erlegen, so daß es ihm viel mehr Geld und Arbeit kostet, als hätte er's auf dem Markte gekauft. — Merke auf, wie die Gelehrten disputiren und jeder seinen eigenen Wahn und Meinung hat, und meint,

kein labyrinthiſcher Weg ſey die gerade Straße.— Schau, wie die Ketzer durch viele Spitzfindigkeiten ihre arge Lehre verwirren, daß viele Leute irre werden und vom rechten Pfade abkommen. — Schau, wie die, welche Künſte treiben, die Kunſt immer höher bringen wollen, als ihre Väter konnten, und kommen nimmer zu Ende, gerathen auch auf allerhand Irrwege. So ſcheint die Alchymie und ſchwarze Kunſt gar etwas Großes zu ſeyn, doch iſt es lauter Trug und Dunſt. Alle Gewerbsleute und Handwerker bemühen ſich, auf allerhand krummen Wegen etwas Neues zu erſinnen, um ihren Nächſten das Brod aus dem Maule zu nehmen. In der Grobheit und Unwiſſenheit irrt der Bauersmann herum, und viel Weh und Leid enthalten die Pfade des Eheſtandes; desgleichen merke, wie die Freundſchaft mancherlei Abwege hat, und unter ihrem Mantel ein jeder ſeinen eigenen Nutzen und Ruhm zu vermehren trachtet. Die Nachbarſchaft hat viele Seitenwege, auf denen man dem Unfrieden, Zwietracht und böſen Zank begegnet; vor allen aber irren die Trunkenbolde und Völler in dieſem Labyrinthe herum, denn ihr Sinn und Vernunft hinkt immer, und ſie ſinken oft ermüdet nieder, und erkennen ihre eigene Hausthür nicht. Ferner ſchau, wie die Buhlen rennen, daß man glaubt, die Welt ſey ihnen zu enge, und das morgen meiden, wornach ſich heute ihr Herz über

alle Maßen sehnt. — Wie durchguckt jener alle Winkel, und hütet mit Schmerzen die Frau, die ihm in sechs Wochen zum Ueberdruß seyn wird. Schau, wie der listige Fuchs, der Spieler, vielerlei Irrwege braucht im verbotenen Spiel; er kennt vielerlei geheime Griffe, versteht die Würfel zu legen und die Karten zu bezeichnen, und zu tupfen; schau, wie der Geitzige auf krummen und unrechten Wegen mit Unrecht und Wucher Geld zusammenhäufet, und so ein Sclave seines Reichthums bleibt und sich dessen nimmer zu erfreuen vermag. Schau, wie der Zornige in der Irre herum rennt, die Zähne zusammen beißt und wie eine Otter zischt; wie er rachgierig um sich schaut und voll Unsinn und Blutbegier grunzt und brummt, wie ein Bär; — wie der Neidische, blaß und eingefallen, sich selbst vor Leid frißt, wenn einem Andern etwas Gutes widerfährt; — wie der Träge einher schleicht und aus einem Irrweg in den andern geräth, bis er endlich verdrossen und schläfrig zu dem Faulbette taumelt, und sich tief in solches vergräbt, wie der Dachs in seinem Loch, und zur letzt vor Mangel vergehet. — Merk' wohl auf, wie der Räuber auf allerhand Irrwegen des weiten Waldes herumstreift und im Hinterhalt auf die reisenden Kaufleute lauert; wie der Mörder sich im Dickicht versteckt und sorgsam hercht, ob seiner Mordlust Beute herankommt. — Schau, wie der

Dieb ſo verzagt einher ſchleicht, um den Jahrmarkt auszuſpähen; auf vielen Abwegen wandelt er, beſorgt, man kenne ihn, wiſſe, wie ſein Herz voll Fluch und Tücke ſey — Schau, wie der Mordbrenner auf krummem Pfade ſchleicht, und boshafte Anſchläge macht, wie er heimlich Feuer anlegen will; allerhand Irrwege geht dieſer Uebelthäter, und der Hinterliſtige macht viele ſeltſame Umſchweife, bis er die Leute beſchleicht, und heimlich in's Garn ziehet, daß ſie nicht wiſſen, wer ſie geſchoren hat. Merk' wohl auf, wie die böſe Feindſchaft viel ſchlimme Umwege unternimmt, um ſich zu rächen, und wie ſie ſich ſtets darin übt, dem Feinde Betrübniß und Drangſal zu verurſachen; auch der Betrug hat zahlloſe Wege und Irrgänge, ſo wie die Läſterung, die in Scherz und Ernſt dem Nebenmenſchen den Leumund verkürzt, ſo daß ſie gar nicht alle auszuſprechen ſind. — Schau, wie die Lüge ſo viele Schlupfwinkel und ſchwankende Stege ſucht, will oft zu der Pforte lenken und macht auf krummem Wege aus einer Lüge zwei.— Das Gerücht ſchwankt auf viel ungeraden Wegen herum, durchſchwimmt das Meer, durchfliegt die Luft, und betrügt auf die kläglichſte Weiſe; auch hat die Hoffnung allerhand Irrgänge, die ſich kreuzweis durchſchneiden, in denen liegt viel Zweifel verborgen und macht die armen Menſchen ſorgenvoll. Gib wohl acht, wie die Gewohnheit ſo

viele auf Abwege verführt, daß sie die rechte Pforte niemals wieder finden, und wie der Vorwitz hin und wieder hüpft in die Kreutz und Quer und so toll und ungeberdig ist wie ein junges Kalb oder Füllen. Wie unstät ist der Wankelmüthige, dem heute das und morgen was anderes gefällt, übermorgen aber ihm alle Beide zur Last sind. Schau, wie die Armuth bei dem Mangel wohnet, und viel harte und bittere Wege wandeln muß, und Spott und Schande den Menschen durch manchen fremden Abweg treibt, bis er endlich den Faden findet, um der Schmach durch die rechte Pforte zu entgehen. O welche ungezählte Summe von vielen Irrgängen des menschlichen Lebens hätte ich dir noch zu erzählen, auf welche der Mensch hier auf Erden gerathen kann, so daß wir Tage lang auf diesem Platze bleiben könnten, ohne daß ich fertig würde zu zeigen, wie ihn das Laster, die Schwachheit und Wollust herumführen, daß er nicht mehr an die rechte Pforte trifft, und durch den Minotaurus elendiglich umkommt."

Ich aber sann viel über die Worte des Philosophen nach und dachte, wer aus dem Labyrinth des Lebens herauskommen wolle, der möge nur das gnadenvolle Wort Gottes als einen rothen Faden an seines Herzens Pforte anbinden, auf daß er sich nach solchem richten könne und dadurch

aus allem Irrthum und arger Verwirrung des Lebens zum rechten Ausgang gelange.

Auch davon sagt David fein:
„Herr das heilige Wort dein
Soll meinen Füßen eine Laternn,
Der will ich allzeit folgen gern,
Bis nach diesem gebrechlichen Leben
Uns Gott wird ein ewiges geben,
Das ewig Freud' uns aufwacks,
Ohn' all' Verwirrung, wünscht Hans Sachs."

Die Mägde im Pflug.

Als ich einstmals am Aschermittwoch nach Regensburg kam, da sah ich sechs schöne Mägde an einem Pfluge ziehen. Ein junger Gesell klatschte immer mit einer Peitsche, welches auch ein zweiter that, und dazu schrie, als wäre er toll worden; ein dritter hielt hinter dem Pflug, und viel andre Gesellen führten noch mehrere Mägde herzu.

Da fragte ich einen alten Mann, was dieses wohl für ein Ackerwerk sey, und der antwortete mir Folgendes:

„Die Mägde, welche diese Fastnacht übrig geblieben und keine Männer bekommen haben, die werden nun in den Pflug gespannt."

Der Schwank gefiel mir wohl, und ich stellte mich an die Seite, wo ich alles hören und sehen konnte, was etwa noch geschehen würde.

Mittlerweile fing der erste Geselle zu sprechen an, und rief den Mägden zu:

„Ziehet nur fleißig, ihr lieben Mägdlein; denn der Aschermittwoch ist da, und ihr habt noch keine Männer genommen. Ihr habt das ganze Jahr und den langen Fasching uns junge Gesellen verachtet und auf mancherlei Weise zum Besten gehabt, ließet uns allerhand Narrenkappen tragen, im Regen, Schnee und Wind erfrieren, wenn wir euch sorgfältig den Hof machten, und wenn wir endlich auf einen guten Bescheid warteten, da warst ihr uns den Strohsack vor die Thür, und nahmt euch wieder einen andern, dem es aber nicht besser erging. — Seht, jetzt ist euch dasselbe zu Theil worden. Zieht daher geduldig eine Stunde den Pflug; — müssen wir doch das ganze Jahr am Narrenseile ziehen; und über's Jahr komme keine wieder, sondern nehmt euch Männer, so dürft ihr nicht mehr am Pfluge ziehen.

Da sprach die erste Magd:

„Wahrhaftig, ich ziehe unschuldig an dem Pfluge, denn ich habe einen jungen Gesellen gehabt, der mich gern zum Weibe nehmen wollte, aber die Mutter wollte es nicht thun, und sprach, ich sey noch zu jung und unerfahren in der Haus-

haltung; ich sollte erst brav kochen und backen lernen, damit ich einem Manne was nütze würde. — Deshalb ist die Schuld nicht an mir, und ich wollte viel lieber verheirathet seyn."

Darauf die andere Magd sprach:

„Ein junger Gesell brachte mich in dies Leid, der lang um mich gefreyt und mir früh und spät das Maul gemacht hat, bis er mich um ein Hemd betrog und damit ist er aus dem Thore gezogen; — da war die Fastnacht auch schon bei der Hand, und ich konnte keinen anderen Mann finden. Billig zöge er wohl den Pflug, der mich also bübisch hintergangen hat."

Die dritte Magd:

„Ich bin hier nicht bekannt, und erst vor kurzer Zeit vom Lande hereingekommen, daheim war mein Hans gar sehr in mich verliebt und hat schier alle Nacht vor meiner Hütte gefensiert und gesungen, daß das ganze Dorf wiederhallte; auch hat er mir immer Jahrmarkt und Kirchweih gekauft. — Ach! wie reut es mich, daß ich ihn nicht genommen habe, so dürfte ich nun nicht im Pflnge ziehen. Aber ich werde schon machen, daß ich bald wieder aus der Stadt komme."

Die vierte Magd sprach in großem Unmuth:

„Weh mir! ich hab kein Heirathsgut, und bin auch gar nicht schön, deshalb muß ich im Pfluge ziehen. Kein Junggesell achtet meiner, und sie spotten alle über mich, machen mir des

Nachts allerhand Spuck an meiner Thür, daß ich Morgens erst abzuräumen habe, und wenn ich schon einem meine Hand verspreche, so will er doch nicht, und ich muß mich einspannen lassen gleich einem Pferd."

Die fünfte sprach:

„Bei mir hat ein junger Held Freyen versprochen, der that mir gar schön, doch begehrte er meiner endlich in Unehren, und schickte eine alte Zigeunerin, mich zur Sünde zu bereden; und als ich solches merkte, da lief ich fort, und will viel lieber noch am Pfluge ziehen."

Die sechste, eine bejahrte Magd, sprach:

„In meinen jungen Jahren, da hab ich mir viel Freyer verschlagen; die mich wollten, waren mir nicht recht — darum ist mir recht geschehen, und ich tröste mich damit, daß ich nicht die letzte im Pfluge bin, auch habe ich im Ehestand heuer so viele Angst und Weh gesehen (da war eitel Schlagen und Raufen, und keine Ruh' weder bei Nacht noch bei Tage), daß ich lieber wollt' ledig bleiben, und im Pflug fortgetrieben werden."

Als diese ausgesprochen hatten, brachten zwei Gesellen eine siebente Magd, und wollten sie zu den andern in den Pflug spannen, aber die schrie mit lauter Stimme:

„Mir geschieht unrecht, denn ich bin mit unserm Knecht versprochen, und bis Sonntag wollen wir Hochzeit haben."

Ihr lieben Mägdlein! nehmt euch daraus die Lehre vom Heirathen, daß es wohl gethan ist, wenn ihr fleißig haushalten lernet; dann bewahret sorgsam eure Zucht und Ehre, bewahret euch vor Heuchlern und Sündern und heirathet nach eurer Freunde Rath. Zwar sagt ein altes Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen," aber wehe der, die einen Fehlgriff thut; die wird dafür büßen ihr Lebelang, und es wäre ihr besser, sie zöge noch im Pflug.

Des Menschen Herz eine Mahlmühle.

Einmal in meinen einfältigen Jugendjahren, wo ich noch wenig verstand, was die Tugend sey, und mit allerhand Kurzweil mich beschäftigte, war ich doch schon begierig, seltsame Dinge zu erforschen, und stets sorgsam, von solchen Kunde zu erhalten. Eines Tages war ich bei einem Hochzeitschmaus, und als alles trank und wohlgemuth war, und ein Gast traulich mit dem andern koste, fragte ich einen gelehrten und kunstreichen Doctor, wem das menschliche Herz wohl gleich wäre; und er antwortete mir ruhig und sanft: „Das menschliche Herz ist gleich einer Mahlmühle, die ohne alle Ruhe und Rast stets mahlet, was man ihr aufschüttet, sey es böse oder gut; so wie diese das mahlt und beutelt, so

dichtet und trachtet jenes gar emsiglich, spitzfindig und wunderbar, und tröstet oft, oft kränkt es sich durch sein stetes Nachdenken, übt bald sich in der Freude, bald wird es ängstlich und voll Schmerz, ist bald zornig und wieder gütig dann, flammt bald muthig auf und versinkt sodann in banges Zagen. Die Verwandlung geschieht alle Tag und Stunden, je nachdem man gute Körner ausschüttet, oder unnütze Schalen. D'rum, welcher Mensch nur der Sinnlichkeit sein Leben weiht, der schüttet seinem Herzen nur die Wollust und Begierden auf, und die vermahlt solches zu lauter Laster und Thorheiten, Geitz, Völlerei, Unkeuschheit, Neid, Zorn und Rache; ein Uebel folgt dem andern; denn wie das Herz gemahlen hat, folgen die bösen Worte mit den Werken nach; welcher Mensch sich aber stets von der Vernunft regieren läßt, der schlägt sich solche Dinge aus dem Sinn, und jagt sie von dem Herzen weg; er geht damit um, daß er allzeit aufrichtig und fromm bleibe, und aus dem folget, daß er immer redlich und bieder sey in seinem Wandel: darum wollte ich dir anrathen, deine Begier zu zähmen, daß sie nicht deinem Herzen Jammer, Angst und Schmerz zu mahlen aufschütte, und du deine Jugend böslich versäumst:

Sondern laß in dem Herzen dein
Die Vernunft selber Müller seyn,

Daß sie die Tugend dir ausschütte,
Damit dein Herze und Gemüthe
Mit dem Gedanken sey umgeben,
Ehrlich und aufrichtig zu leben;
Darum wend' all' dein Lieb und Gunst
Zu ehrlicher Kurzweil und Kunst,
Darum üb' deine liebende Jugend.
Sodann in deinen alten Tagen
Der treuen Lehr' wirst Dank mir sagen;
So Ehr' und Nutz dir d'raus erwachs',
Den treuen Rath gab dir Hans Sachs.

Das Gespräch von der Wahrheit.

Ein Abenteurer lief einst spät Abends in einem Dorfe herum, und suchte Nachtlager; aber keiner von den Bauern wollte ihm Herberge geben, und sie sagten, er soll arbeiten und bei einem redlichen Mann in Dienste treten, statt daß er den Leuten das Ihre abpresse. Das mußte der Bursche alles hinunterschlucken, und zog wie eine nasse Katze von dem Dorfe ab, wo ihn Niemand aufnehmen wollte; da sah er draußen weit von dem Dorfe eine einsame Hütte stehen, an selbe klopfte er an, und merkte endlich nach langem Pochen, es sey keiner zu Hause — da setzte er sich auf die Bank vor der Thüre nieder, um zu warten, bis jemand heimkäme. Endlich kam ein alter Bauer und sein Weib, die waren einäugig; aber sie kamen gerade in gar lustiger Laune von

einem Hochzeitsschmaus heim, und der Bauer fragte ihn, wen er vor seinem Hause erwarte? da antwortete der junge Geselle:

„Ich komme da aus dem Dorfe heraus, wo mir keiner eine Herberge geben will.“

Der Bauer. So sag' mir doch an, aus welcher Ursache man dich nicht aufnehmen will?

Der Abenteurer. Ja, ich habe die böse Gewohnheit, daß ich aller Orten die Wahrheit sage, und d'rum mag mich niemand leiden.

Der Bauer. Ist das die Schuld, so wirst du mir ein lieber Gast seyn, denn ich war der Wahrheit stets hold. — Komme herein und ruhe bei mir aus, und du sollst es so gut haben als ich, denn ich will alles, was ich genieß, redlich mit dir theilen; dafür sollst du mir aber bis zum Anbruch des Tages die Wahrheit sagen. Ich bin heute in der Stadt gewesen, wo die Leute gar wenig Wahrheit sagen, sondern eitel Lug und unwahre Mähr, so daß in einem Centner ihrer Reden kaum ein Quintel Wahrheit enthalten ist.— Du Alte aber geh in die Küche und koche uns ein leckeres Mahl und backe Krapfen, diesen frommen Gast zu ehren und aufs allerbeste zu bewirthen, weil wir von ihm die Wahrheit hören werden.

Die Bäuerin. Von Herzen gern! kommt nur herein in das Haus, und es soll in Kurzem alles bereit seyn.

Mit diesen Worten holte die alte einäugige Frau Eyer und Butter, schürte ein Feuer auf dem Herde an, und der alte einäugige Mann führte den Gast zum Feuer, um von ihm allerhand Wahrheit zu hören; sie setzten sich auf einen Block, und um sich zu wärmen, saß auf dem Herd auch eine alte Katze, die hatte auch nur ein Auge, und als der Gesell sie erblickte, da meinte er in seinem Sinn: „das wird ein gut Stück Wahrheit seyn!“

Die alte Bäuerin reichte ihm einen Krapfen, den sie eben aus der Butter gebacken herausnahm, und sprach:

„Mein Gast! nimm diesen Krapfen, iß solchen und laß uns dann die Wahrheit hören.

Der Abenteurer. All' meine Tage ist mir keine Wahrheit wohl bekommen, und immer zu meinem Schaden ausgeschlagen; — wo ich die Wahrheit sprach, hat man mich gewöhnlich fortgejagt oder mich darum geschlagen, d'rum fürchte ich, wenn ich euch die Wahrheit sage, so werdet ihr mir darüber Feind werden.

Der Bauer. So wahr ich lebe, es müßte mir gar sehr im Herzen leid thun, so dir in meinem Hause etwas Böses widerfühne, d'rum sage die Wahrheit nur frey heraus, denn du mußt bei bösen Leuten gewesen seyn, welche die Wahrheit übel ausdeuten und voll argliftigen Sinnes rächen.

Der Abenteurer. Mir ſtehen gleich alle meine Haare zu Berg, wenn ich nur an die Wahrheit gedenke, denn ſie ſchmerzt allzeit ſehr, wen ſie angehet, d'rum war ſie mir immer ſchädlich und brachte mir Unglimpf, Zorn, Neid und Haß zuwege; und weil ich überzeugt bin, daß es mir heute nicht anders ergehen werde, ſo bitte ich dich, mein frommer Wirth! du wolleſt mir die Wahrheit erlaſſen, damit ſie mich nicht wieder in Gefahr bringe.

Der Bauer. Ey, ſag' nur her, und es ſoll dir gewiß nicht zum Schaden gereichen. Ich habe dich darum hereingerufen, und für dieſe Nacht Herberge verſprochen, weil ich von dir die Wahrheit hören will, die man ſo ſelten vernimmt und mir von unſerm Pfarrer auf der Kanzel gar ſehr gerühmt worden iſt; d'rum bin ich froh, daß ſie mir heut zu Theil werden ſoll und ich ermahne dich abermals, daß du dein Wort halteſt und mir ſogleich ohne Scheu die Wahrheit verſageſt.

Der Abenteurer. Nun, wenn ihr's denn durchaus haben wollt, ſo mögt ihr die Wahrheit hören, daß ihr alle drei, du, dein Weib und die Katze, gar verdorrt, und zuſammengeſchrumpft, mürriſch und häßlich ſeyd, wie die Affen; auch ſeyd ihr alle drey wenigſtens hundert und vierzig Jahre alt, auch habt ihr alle drei nur drei Augen, und ſolche Wahrheit könnt ihr doch nicht läugnen.

Der Bauer. Halt ein, du loser Tropf, sonst schlage ich dich todt! — Willst du zum Lohne für unsere Wohlthaten in unserm eigenen Haus uns schmähen?

Die Bäuerin. Was hat er denn gesprochen?

Der Bauer. Er sagt, daß wir alle beide sammt der Katze nur drei Augen haben und ungestalt wie die Affen sind, und hundert und vierzig Jahre alt.

Die Bäuerin. Da schlag der Teufel d'rein! — du unverschämter Galgenstrick! — ich meinte, du wärest ein Engel, und nun kommst du mit deiner Wahrheit, mich und meinen Alten zu schmähen. So du nicht alt werden willst, so brich den Hals über einen Besenstiel!

Mit diesen Worten ergriff sie einen Brand aus dem Feuer und schlug gar grausam auf den Gast los, und warf ihn zur Küche hinaus, worauf ihn der Mann anpackte, und aus dem Hause warf, wo der arme Gesell zu schreien anfing.

„Nun kann ich meiner Wege gehen. Das ist nun wieder wie allemal, wo ich die Wahrheit gesprochen habe, und immer Prügel bekommen. Mit Wahrheit werde ich auf kein Grün und nicht zu Würden und Ehren kommen, viel eher Leib und Leben verlieren; d'rum will ich auch der Wahrheit entsagen, will lügen, heucheln und Ohren krabbeln, mit dem Fuchsschwanz um mich

hauen und loben, was niemals lobenswerth war, daß ich durch Schmeichelei den Leuten angenehm werde; denn es ist jetzo schon der Brauch, daß die Welt betrogen seyn will; wer ihr die Wahrheit sagt, den zeiht sie, er habe sie geschmäht, weil sie sich ihrer bösen That schämt, und doch nicht von ihr lassen mag; d'rum befleiße sich jeder, der in der Welt leben will, daß er brav heuchelu und schmeicheln lerne."

Der Nachtigall drei gute Lehren.

Vor Jahren lebte ein alter Bauer, der hatte einen sehr lustigen Wald, darin war ein grüner Rasenplatz, der war ganz voll von buntem Klee und Blümlein, durch selben floß ein Bächlein, das unweit aus einem klaren, kühlen Quell entstand: dabei hörte man der Vögel mannigfaltige Weisen, daß es gar wonniglich erklang. Vor allen Vögeln des Haines war aber eine Nachtigall, deren süße Stimme erscholl durch die weite Flur. Eines Tages begab sich der Bauer in seinen Wald, um unter dem Schatten eines Baumes der Ruhe zu pflegen; da hörte er mit Freuden der Nachtigall zu, wie sie gar kunstreich figurirte, und bald hoch, bald wieder im niedrigen Tone sang, und so wunderschöne Läufe dabei machte, daß solche gar nicht sattsam beschrieben

und erzählt werden können. Der Bauer dachte in seinem Sinn: „O wenn ich die Nachtigall haben könnte!“ — und dann stellte er ihr so lange nach, bis sie endlich gefangen wurde; aber als er sie in der Hand hielt, fing sie folgendermaßen zu sprechen an:

„Warum hast du so große Mühe angewandt, um mich zu fangen, und was bin ich dir jetzt nütze?“

Aber der Bauer erwiederte: „Gar viel bist du mir nütze, schönes Vögelein! denn du sollst mein Hausmusikus seyn, und mir Tag und Nacht deine süßen Weisen vorsingen.“

Die Nachtigall. Ich sage dir, du sollst mich nicht zwingen, dir eine einzige Weise zu singen.

Der Bauer. Wie sprichst du so verwegen und weigerst dich, mir Musik zu machen? So wisse, daß ich dich essen will, und du mit dem Leben deinen Trotz büßen sollst.

Die Nachtigall. Da werde ich dir wenig helfen; denn so du mich siedest, so werd' ich so klein, daß du mich im Schlingen kaum verspürest, und bratest du mich, so werde ich noch kleiner; aber wenn du mich wieder fliegen lässest, so will ich dir drei weise Lehren geben; die mögen dir in deinem Lebenswandel wohl mehr werth seyn, als drei feiste Kalber.

Der Bauer. So schwöre mir hier einen Eid, daß du mich die drei Stücke lehren willst, so ich dir die Freiheit schenke.

Die Nachtigall schwur, was er verlangte, und da ließ er das Vögelein aus der Hand, das sich auf einen Ast setzte und also sprach: „Nun merke meine erste Lehre: „Daß du niemals etwas glauben sollst, als wo man dir die Wahrheit beweisen kann; die andere Lehre ist; alles, was dein ist, das behalt', daß du seiner in Ruh' genießest; die dritte Lehre merk' dir: was du verloren, so daß du es nicht wieder erhalten kannst, dasselbe schlag' dir aus dem Sinn, und vergesse des Schadens bald; — so hast du die drei weisen Lehren, die dir viel helfen werden, so du ihrer nicht vergißt."

Und mit diesen Worten schwang sich die Nachtigall hoch auf eine grüne Linde und sang:

Gott sey Lob auf höchstem Thron,
Der hat diesem Bauersmann
Seine leibliche Augen also verblend't,
Daß er nicht gesehen noch erkennt
Den köstlichen Karfunkelstein,
Den ich trag' in meinem Leibe klein;
Der ist wohl an drei Lothe schwer,
Davon gar reich und mächtig werden wär'
Der Bauer; konnte groß Gut erwerben,
Ich aber hätte müssen sterben,
Wenn er ihn aus mein Leib geschnitten —
Nun freu' ich mich in Waldes Mitten.

Als der Bauer dieſe Rede vernahm, ſchlug er ſich vor die Bruſt, zerraufte ſein Haar, und rief ganz betrübt: „O weh mir Armen! war ich denn meiner Sinne ganz beraubt, daß ich dem Vogel auf ſein Wort geglaubt und ihn habe fliegen laſſen! — o wenn ich ihn jetzt wieder hätte, wie ſollte er alsbald den Tod erleiden, daß ich ihm den köſtlichen Karfunkelſtein aus dem Leibe ſchnitte und ein reicher Mann würde.“

Da entgegnete die Nachtigall: „O Thor! was biſt du ſo betrübt und trauerſt ſo um einen Verluſt? — Haſt du ſo bald die drei Lehren vergeſſen? hab' ich dir nicht geſagt, du ſollſt nur glauben, was der Wahrheit gleich iſt, und wie ſollte es möglich ſeyn, daß ich in meinem Leibe einen Karfunkel hätte, der drei Loth ſchwer, da ich ſelbſt kaum ein Loth wiege. — Zum andern, wenn ſolches in der That wäre, daß mein Leib einen ſolchen Schatz verwahrte, warum behieltſt du mich nicht, als ich noch in deinen Händen war, ſondern ließeſt mich fliegen? — Und zum dritten, was trauerſt du alſo ſehr, da du mich einmal verloren haſt, und nicht wieder fangen wirſt? — Du ſollteſt vergeſſen, was nicht zu ändern iſt, ſtatt daß du dein Herz noch immerfort quäleſt.“

Mit dieſen Worten ſchwang ſich die Nachtigall fröhlich auf, flog über Berg und Thal, und

ließ den alten Bauer in großem Unmuth und Herzensangst zurück.

Des Teufels Ruhestatt.

Die Alten haben ein Gedicht, um auf eine gar feine Weise die Jugend von dem gottlosen Tanz abzuschrecken und sie sagen: „Der Teufel kam einst auf die Erde, um sich eine Ruhestatt auszusuchen, wo es stets gottlos zuginge, und wo er mit Freuden wohnen könne, ungestört von den Frommen, so ihm gar sehr zuwider sind. Zuerst kam er an das Hoflager eines Großen, wo man mitspielte, soff und der unrechtmäßigen Liebe pflog. Mit ausnehmender Pracht wurden Turniere gegeben, gejagt, getanzt und banketirt, und ohne Erbarmen drückte man die Armen, damit die gierigen Schranzen wieder Geld zum Sollemnen erhielten. Die Amtsleute waren Heuchler und Betrüger, die Edlen übten das Faustrecht auf eine gar grausame Weise und der gnädige Herr sah zu allem durch die Finger. Da, dachte der Teufel will ich bleiben und an solcher Weise Theil nehmen, Schalkheit und Sünde mittreiben, und mich an diesem Leben erfreuen. Doch sahe er etliche fromme Räthe, welche in Geheim ein großes Mißfallen an dem gottlosen Wesen hatten und zeigten ihrem Gebieter alles an, drangen

auch so lange in ihn, diesem Uebel ein Ende zu machen, bis er die Gottlosen von seinem Palaste zu verjagen beschloß. Mit ihnen zog auch der Teufel von dannen, den es sehr verdroß, daß auf diese Weise die Frommen und Gerechten den Sieg davon trugen. Von da kam er an den Hof eines reichen Abtes, wo er nur wenig Gottesfurcht fand, und dagegen viel erdichteten Gottesdienst und Gleißnerei und Aberglauben ohne Zahl. Da ward das Recht verdreht, und den armen Leuten das Almosen vorenthalten. Dem Teufel gefiel es recht wohl, weil man da weltlicher, als selbst in der Welt lebte, und er gedachte da zu verweilen, doch verdroß es ihn über die Maßen, daß einige Fromme und gelehrte Priester ein solches unrechtliches Leben sehr schmäheten, und immer darauf trieben, man solle den Hof nach Gottes Wort reformiren und nach der Regel des heiligen Paulus leben. Sie zeigten Gottes Wort an und sagten: „Daß es die Pflicht eines hohen Geistlichen sey, zu predigen und der Menschen Sünden auszutreiben, daß seine ihm anvertraute Heerde bei Gott erhalten werde. Diese konnte der Teufel nicht leiden, und begab sich in eine Stadt zu den Bürgern, bei denen er Betrug und Schinderei in großer Menge antraf, und im Handel und Wandel einer den andern mit arger List betrog. Die Kaufleut: setzten ihre Kunden mit falscher Waare und kurzer

Elle an und die Gewerbsleute übervortheilten die ihrigen mit loser und lüderlicher Arbeit und Herr und Frau, Knecht und Magd verhetzten einander auf die schlimmste Weise. Das gefiel dem Teufel wohl, doch war ihm noch ein Ding im Wege, daß nämlich unter den Bürgern noch redliche, und von allen diesen Lastern frei waren, sich ehrlich nährten, und von ihren Renten und Zinsen lebten. Die ärgerten den Teufel so, daß er nicht unter ihnen bleiben mochte und unter die Richter ging. Da fand er Arglist und Meineid, Lüg und Betrug und sah wie das Recht hingehalten, gebogen und gelenkt wurde mit unzähliger List und Ränken, er sah wie Wittwen und Waisen unterdrückt wurden, die Reichen mit Unrecht siegten, durch das helle und blinkende Gold. Das gefiel dem Teufel sehr wohl, und er gedachte nicht weiter zu ziehen, und seine Zeit mit den Juristen zuzubringen, weil es unter ihnen ganz nach seinem Sinn zugehe; doch fand er noch einige, die der Gerechtigkeit in Wahrheit bestunden, und ohne alle Arglist waren, und ward so verdrüßlich, daß er auch unter den Richtern nicht länger bleiben mochte, und durch alle Stände, hohe und niedere, zog, allein nirgend lange verblieb, weil er überall Gute unter den Bösen fand. Obgleich die Zahl der Gerechten nicht groß war, so blieben sie ihm doch ein Dorn im Auge, und er war schon entschlossen, wieder in

die Hölle zu fahren, weil er auf der Erde keinen Platz fand, als er von ungefähr an einem Platz vorüber kam, wo eben getanzt wurde. Da sah er einen gewaltigen Spektakel, wie sie allerhand Bocksprünge machten, und einander umfingen, und stellte sich aus Neugier in die Nähe, um dem Tanze ein wenig zuzusehen. Und er sah gar keine christliche Art, sondern eitel Prunk, Hoffarth und Eitelkeit in Kleidung und Leibeszier, unkeusche Begierden zeigten sich aller Orten und leichtfertige Geberden, wie auf Kuppelei und Winkelheirathen, aus dem vieles Uebel kommt.

Dem Teufel gefiel das und mit großen Freuden sah er, wie sie von Leder zogen und einander Todeswunden schlugen, und solches war ein wahres Kirmesfest für seine Bosheit. Dann sah er sich noch außen um, wo eine Reihe von Alten und Jungen, Männern und Weibern müßig stand, und den tanzenden Herren und Frauen aufs bitterste nachredete, und einem jeden einen Schandlappen anhängten, und ihm bösen Leumund machten. Kurz, er sah auch nicht eine Person, die einen guten Gedanken hatte, und dachte: „An dieser Stelle will ich bleiben, weil mir hier keiner im Wege stehet, der noch fromm und gottesfürchtig wäre.“

Und also setzte er sich in Mitten der Tanzenden nieder und freute sich, daß er eine Ruhestatt auf Erden gefunden, wo er weder gutes

hörte noch sah; und da gleichwohl jedermann sagt, daß der Tanz nichts Sträfliches sey, so tanzen die Tanzlustigen um ihren Schutzpatron herum, und es lehrt ein altes Sprichwort: Das Beste am Tanze ist das Umkehren — Auch sagt man mit grosser Wahrheit: es kommet keiner so gut vom Tanze, als er dazu ging, und ohne daß er böse Gedanken darin empfangen hätte; — deshalb, wenn ihr wollet, daß nichts übleres daraus entstehe, so meidet den Tanz, in dessen Mitte der Teufel seine Ruhestatt aufgeschlagen hatte."

Das wüthende Heer der kleinen Diebe.

Vor vielen Jahren, als mir ein Edelmann aus dem westphälischen Lande ein Pferd bezahlen sollte, und ich deshalb nach Osnabrück zog, da kam ich am Pfingsttage in einen Wald, und verirrte mich dergestalt auf einem Abwege, daß ich weder Dorf noch Stadt erreichen konnte, bis mich die Finsterniß mit Nacht überfiel. Ich lief, was ich laufen konnte, um endlich einen Weg aus dieser Wildniß zu finden, und eben, da der Mond aus den Wolken hervorleuchtete, däuchte es mir, als höre ich von Ferne ein Geräusch, und wie ich an einen Kreuzweg kam, erhob sich ein gewaltiger Sturmwind gleich einer Winds-

braut, und das Getümmel nahte sich ganz ungestüm und mit immer wachsendem Getöse, und Rabengeschrei begleitete solches; jenseit des Grabens zog das gräulich wilde Heer, eine zerlumpte Galgenrotte von mehr als dreihundert — ich stund beiseite, und rief zu Gott, daß er mir Sinn und Vernunft behüte, da zog es an mir vorüber, einer seufzte, der andere wimmerte, der dritte griesgramte, und der vierte jammerte hellaut, und oben auf ihnen saßen die Raben, die ihnen die Augen ausspickten und fraßen, auch ihre Angesichter, Ohren, Lippen, Kinn und Backen zerfleischten, so daß es ein gar jämmerlicher Anblick war, jeder hatte einen Strick um den Hals, und eine klappernde Kette, und sie schwärmten wild durcheinander mit verdorrten Händen voll blutiger Schwielen, so bleich wie Todte, an denen die Beine nur herumhingen, und als sie an mir vorüber war, kam einer nach, den man erst denselbigen Tag gehangen hatte, dieser hatte noch seine Augen, und wie er mich ersah, so trat er zu mir, und sprach mich an, fragend: „wer mich daher gestellt habe."

Da erschrack ich, und sagte ihm, wer ich wäre, und daß ich irre gegangen sey und im Walde übernachten müsse, aber das wollte er nicht glauben, und sagte:

„Du Schalk! du hast uns verlacht, das elende wüthende Heer!"

Da schwur ich ihm auf Ehr und Treue, daß ich ein wahres Mitleiden mit Ihnen gehabt habe, und frug weiter: „Aus welcher Ursache, o ihr Armen! müßt ihr mit solchem Ungestüm bei nächtlicher Weile herumziehen?“ und der Gehangene entgeguete:

„Wir suchen überall die wahre, strenge Gerechtigkeit — einige sagen, sie sey vor langer Zeit gen Himmel gefahren, andere behaupten, sie sey von dort wohl zurückgekehrt, doch sey ihr alle Macht und Gewalt genommen, die dritten erzählen, sie sey gefangen, und so durchziehen wir die Welt, und suchen sie in Städten, Märkten und Dörfern, auf hohen Bergen und in Thälern, aber wir können nirgend zu ihr gelangen.“

Und als ich ihn fragte, was sie bei ihr anzubringen hätten, da antwortete er:

„Wir wollen ihr unsere Noth klagen, daß man uns kleine Diebe so sehr plagt, jedermann auf uns mit Fingern zeigt, und uns aufhenkt, wo wir ergriffen werden, während die großen Diebe hoch in Ehren gehalten werden.“ Und als ich ihn fragte, wer die großen Diebe seyen, erklärte er mir die Sache folgendermaßen:

„Diejenigen, welche großes Uebel im Staate anstiften, Räuber, Aufrührer, Staatsbetrüger, Plannacher, Vorkäufer, Wucherer, Waarenfälscher und Trüger, falsche Juristen und Rechtsverdreher, unzüchtige und falsche Glaubenslehrer,

und andere böse Buben, die nicht aufzuzählen möglich sind, die gehen in großer Anzahl herum und spielen auf große Herren, indem wir kleine Diebe die Zeche zahlen müssen, obgleich wir dem Lande wenig thun, das von jenen großen und schweren Dieben ganz angefüllt ist, so daß in unserer Zeit fast kein Mensch von ihren bösen Streichen unverschont geblieben ist. Das alles wollen wir der Gerechtigkeit klagen, nicht damit sie uns unsern Diebstahl schenke, sondern daß sie die Großen zu uns hängen lasse — dann würde es wohl um die Welt stehen, alles wohlfeil werden und allgemein das Volksglück grünen und blühen. Die Gerechtigkeit könnte unser Begehren billigerweise nicht abschlagen, sondern sie müßte ihr Straf- und Rachamt ausüben, und so wird auch das wüthende Heer nicht nachlassen, sie aufzusuchen, und so wir sie auf Erden nimmermehr finden; so werden wir sie doch gewiß am jüngsten Tag antreffen, wo sich keiner mehr der strengen Gerechtigkeit verbergen kann, die ohne Unterschied, noch Rücksicht der Person jeden strafet, der Unrecht gethan hat."

Als nun der Arme vor mir verschwand, und gleich einem schnellen Windstoß dahin rauschte, da fürchtete ich mich inniglich, schlug wohl ein hundert andächtige Kreuze, und dachte an den Diogenes aus Griechenland, der einst darüber lachte,

daß man einen kleinen Dieb hängen wollte, und sprach:

„Der muß am Galgen baumeln, indem die großen Diebe gar Niemand verscheucht, und man noch obendrein den Hut vor ihnen abzieht.“

Als ich das Gesicht nach drei Tagen in der Stadt Osnabrück wieder erzählte, da wurden mir etliche Reiche darum feind, und wünschten, daß das wüthende Heer die Gerechtigkeit nimmer finden möge; ich aber sammt der armen Rotte wünsche von Herzen, es möge die Gerechtigkeit ein jedes Bubenstück mit ihrem scharfen Schwerte strafen, dann würde gar vieles Ungemach auf Erden ein Ende nehmen.

Der Müller und die Spitzbuben.

In Sachsen lebte einst ein Müller, der sehr einfältig war, mit seinem Weib ganz allein in seiner Mühle, die im tiefen Walde an einem kühlen Bächlein lag. Der Müller mahlte emsig Tag und Nacht, und hatte sich nach Jahren eine schöne Baarschaft gesammelt, welches etliche Spitzbuben inne wurden, deren es in Sachsen viele gab, die sich mit falschem Spiel und anderen Betrügereien nährten, die Einfältigen in die Lehre nahmen und nun auch beschlossen, dem Müller sein Geld abzunehmen; sie hatten bald ausge-

späht, daß der alte Müller, so reich er war, weder Knecht noch Magd hatte, und da gingen ihrer dreizehn zusammen und führten einen gar seltsamen Schalkstreich aus. Vier von den Spitzbuben schlichen sich hinter die Mühle in einen öden Milchkeller, vor dem weder Thor noch Thür war, und jene legten ein Faß gutes Torgauer Bier hinein, und in den Fischhälter an der Mühle warfen sie vier Karpfen und andere Fische; darauf schlichen sie fort und alle rüsteten sich zu dem Schwank, den sie am folgenden Tage aufführen wollten.

Als nun der Morgen herangekommen war, traten alle dreizehn in die Mühle; zwölfe gingen barfuß und mit entblößtem Haupte in Mänteln verhüllt, und so demüthig einher, als ob es die zwölf Apostel wären, der dreizehnte, der von hohem Wuchse war, hatte einen schönen braunen Rock an, als sey er der Herr Christus selber. So gingen alle in des Müllers Kammer, wo er eben allein war, und der Herr grüßte ihn laut, und sprach:

„Der Friede sey in diesem Haus! — o mein lieber Müller, bei dir kehre ich ein mit meinen zwölf Jüngern, mit dir zu essen und bei dir auszuruhen, d'rum richte uns etwas zu essen zu und ich will dirs reichlich zahlen und durch meinen Segen dich zu einem reichen Mann machen."

Der Müller entsetzte sich bei dieser wunderbaren Erscheinung und seltsamen Rede; endlich aber faßte er sich doch ein Herz und entgegnete:

„Mein Herr! ich habe nichts Gutes zu essen.“

Der Herr aber entgegnete:

„Das habe ich wohl gedacht, daß du so sprechen wirst — geh' Petrus, hinter der Mühle ist ein tiefer Fischhälter, greif du in meinem Namen hinein, und fange uns ein gutes Fischessen heraus.“

Da versetzte der Müller zu dem Herrn:

„O Herr! auf meine Treu, es kam niemals ein Fisch hinein und wohnen dort lauter Frösche.“

Der Herr aber fuhr fort:

„Petrus! gehe du hin, und du Müller begleite ihn, sonst glaubst du noch meinen Worten nicht.“

Petrus und der Müller gingen miteinander hin, und jener warf seinen Hamen in den Fischhälter, worauf er einige Karpfen und andere Fische herauszog, die der Müller gar verwundert in die Mühle trug, und seiner Frau gebot, selbe zum Imbiß zuzurichten.

Als nun die Fische gesotten waren, trug sie der Müller auf den Tisch, legte seinen Gästen weißes Brod vor und was sonst zu dem Tische nothwendig war, und der Herr sprach:

„O mein lieber Müller! nun bring' uns auch Bier aus deinem Keller zum Labetrunk.“

Der Müller aber entgegnete:

„O lieber Herr! Wein und Bier iſt fern von uns, und ſeit den vierzig Jahren, die ich hier lebe, war noch kein Getränk in dem öden Keller, in dem ich zur Winterszeit nur Kraut und Rüben aufbewahre.“

Da ſprach der Herr:

„Du glaubeſt nur, was deine Hand greift und dein Auge ſieht — d'rum geh' in meinem Namen in den Keller, und ſtich das Bier an, daß du uns deſſen genug zum Trinken hieher bringeſt.“

Der Müller nahm einen Krug und ging in den öden Keller, wo er ein Faß Bier fand, und nun zweifelte er nicht länger, daß unſer Herrgott in ſeinem Hauſe ſey; er zapfte das Bier an und trug es auf den Tiſch, worauf der Herr und ſeine Jünger es ſich wohl ſchmecken ließen, der Müller und die Müllerin aber gar ſehr erfreut waren, daß bei ihnen ſo große Gäſte eingekehrt ſeyen; ſie trugen auf und ſchenkten fleißig ein, und als das Mahl vorüber war, beteten die Gäſte das Gratias, und der Herr gebot dem Müller, das Tiſchtuch aufzuheben, und ſprach, als dieſes geſchehen war:

„Nun Müller, trage deinen Schatz herein, ſo will ich meinen Segen darüber ſprechen, daß er ſich dreimal vermehre, und du in deinem Reichthum meiner gedenkeſt.“ Der Müller lief,

und brachte in einem Sack dreihundert Gulden hergetragen, die schüttete er auf den Tisch, daß alles klang und glänzte — da sprach der Herr die Müllerin an, ob sie nicht auch ein Schätzlein hätte, das er durch seinen Segen ihr verdreifachen wollte, und die Müllerin bat ihn voll grosser Freude:

„Wart mein Herr! ich will sogleich meine Sparpfennige herein bringen, daß sie sich durch deinen Segen mehren mögen.“

Nachdem sie diese Worte gesprochen, trollte die Müllerin hinaus und grub hinter der Mühle einen Topf voll allerhand Münzen aus, die sie hinter des Müllers Rücken erspart und zusammengekratzt hatte, die trug sie hinein und schüttete sie auf den Tisch — es mochten wohl bis achtzig Gulden seyn. Da stand der Herrgott mit seinen Jüngern vom Tische auf, und er stellte sich zum Tische hin, als wolle er den Segen über das Geld sprechen; aber Petrus hielt seinen Mantel auf, und der Herr strich ihm das Geld hinein, darauf liefen sie alle nacheinander zur Thüre hinaus. Der Müller stand ganz erschrocken und halb todt an der Thüre, wie ein Pfeiffer, der einen Tanz verdorben hat, und er schrie nach, wie auch die Müllerin:

„Wo wollt ihr denn hin mit unserm Geld?“

Da kehrte sich der Herrgott um und rief:

„Harret unſerer nur, bis wir wieder kommen, dann wird es des Geldes dreimal ſo viel ſeyn.“

Da ſtund der Müller und die Müllerin, und wußten nicht, was ſie anfangen ſollten, während die Schalksknechte mit ihrem Geld davon liefen, und die Zurückgebliebenen nebſt dem Schaden auch noch den Spott davon trugen.

Sankt Peter mit der Geiß.

Als Chriſtus noch auf Erden ging, und Petrus an ſeiner Seite wanderte, da kamen ſie miteinander aus einem Dorf, und wie ſie an die Wegſcheide gelangten, da ſprach Petrus:

„O Herr und Meiſter! ich wundre mich ſehr über dich, da du doch allmächtig biſt, und laſſeſt es auf der Welt gehen, wie es gehen mag, und wie der Prophet Habakuk ſagt: Frevel und Gewalt gehet vor Recht; der Gottloſe übervortheilt den Gerechten und Frommen; kein Recht kommt mehr zu Ende, und die Lehren gehen durcheinander wie die Fiſche in der weiten See, wo immer einer den andern verſchlingt; der Böſe überwindet den Guten und deshalb wohnt das Uebel in hohen und in niedern Ständen. — Das alles ſiehſt du zu und ſchweigeſt ſtill, als kümmere dich ſolches gar wenig oder gehe dich nichts an,

und du könntest doch alles Uebel unterdrücken, so du dich deiner Herrschaft recht annehmen wolltest. O wenn ich ein Jahr lang Herrgott wäre, und die Gewalt hätte wie du, ich wollte ein viel besseres Regiment führen, und auf dem Erdreich durch alle Stände dem Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand steuern."

Da entgegnete der Herr:

„Petrus! sage mir, ob du besser regieren wolltest, alle Dinge auf Erden wohl ordnen, die Frommen beschützen, die Bösen strafen, daß alles gut gehe?"

Und Sankt Petrus erwiederte:

„Ja, es müßte ganz anders in der Welt seyn, und alles wollte ich in einer bessern Ordnung erhalten."

Da versetzte der Herr:

„Nun Petrus! so mußt du meine hohe Herrschaft verwalten, und den ganzen heutigen Tag sollst du Herrgott seyn. Gebiete alles, was du selbst willst; sey hart, streng, gütig oder mild, sprich Fluch oder Segen aus; gib schönes Wetter, Regen oder Wind — du magst nun strafen oder lohnen, plagen oder beschützen; ich habe nun mein ganzes Regiment in deine Hände gegeben und du kannst heute thun, was dir beliebt."

Mit diesen Worten übergab der Herr seinen Stab an Petrus, der darob sehr wohlgemuth

war, und sich solcher Herrlichkeit wohl gewachsen glaubte.

Zu derselben Zeit kam ein armes Weib daher, ganz mager und bleich von Angesicht, barfuß und in einem zerrissenen Gewand, die trieb ihre einzige Geiß auf die Weide, und wo der Weg sich schnitt, da sprach sie zu ihr:

„Geh hin in Gottes Namen! Gott behüte und beschütze dich, daß dir kein Uebel wiederfahre vom Wolf und Ungewitter, denn ich kann wahrlich nicht mit dir gehen, und muß um's Taglohn arbeiten, sonst habe ich heut mit meinen kleinen Kindern nichts zu essen — d'rum gehe hin, wo du Weide findest, und Gott wird dich behüten und schützen!"

Mit diesen Worten kehrte die Frau um in's Dorf und die Geiß lief fröhlich auf die Weide; da sprach der Herr:

„Petrus, hast du das Gebet dieses Weibes gehört? du mußt dich ihrer erbarmen, und weil du heute Gott bist, so stehet es dir auch billig zu, daß du die Geiß in deine Obhut nehmest, wie sie dich so demüthig gebeten hat; daher hüte sie den ganzen Tag, daß sie sich nicht im Forst verirre und falle oder gestohlen werde, und daß sie nicht die Wölfe oder Bären zerreißen möchten, sondern daß auf den Abend die Geiß unbeschädigt in das Haus der armen Frau wieder-

komme — geh hin und richte diese Sache wohl aus.“

Petrus nahm nach des Herrn Wort die Geiß in seine Obhut, und trieb sie zur Weide; aber da fing seine Unruh an, denn das Thier war muthig, jung und frisch, und blieb nimmer auf einem Fleck, sondern lief hin und her, kletterte bald auf einen hohen Berg, bald wieder ins grüne Thal herab, dann schlüpfte sie durch das Gestrüpp, daß Petrus mit großer Anstrengung und Aechzen ihr immer nachlaufen mußte; auch schien die Sonne gar hitzig und der Schweiß rann von seinem Leibe herab, so daß er am Abend ganz kraftlos und erschöpft die Geiß heimbrachte.

Da sah ihn der Herr an, und sprach lächelnd:

„Petrus! willst du mein Regiment noch länger führen?“

Aber Petrus entgegnete:

„O mein lieber Herr! nimm wieder hin deinen Stab und deine Gewalt, ich will nimmermehr begehren, dein Amt auszurichten, denn ich merke wohl, daß meine Weisheit kaum ausreicht, mit vieler Mühe eine Geiß zu regieren; d'rum, o Herr! vergib mir meine Thorheit, und ich will so lange ich lebe nicht mehr in deine Regierung einreden.“

Und der Herr versetzte:

„Daran wirst du wohl thun, und in Ruhe leben; aber das Regiment überlasse nur mir allein, und vertraue auf mich.“

Der Bauer mit Himmel und Hölle und seinem Esel.

Einst gerieth ein Bauer mit dem Dorfrichter in Streit, und wollte ihm als seiner Obrigkeit nicht Folge leisten, bis endlich der Richter zum Grundherrn ging und den Bauer verklagte. Der Herr ließ den Bauer holen, und fuhr ihn sehr an, warum er dem nicht folgen wolle, den er selbst als Richter angestellt, da antwortete der Bauer:

Wißt edler Herr, daß ich viel besser bin als der Richter, und in drei Stücken über ihn; erstlich habe ich einen Esel, der ist klüger als der Richter, zum andern habe ich in meinem Hause den Himmel, und zum dritten wohnt auch darin die Hölle.“

Und als der Herr solche Räthsel wollte erklärt haben, fuhr der Bauer fort:

„Mein Esel geht ganz allein zum Brunnen, und wenn er genug getrunken hat, geht er wieder heim in seinen Stall; die Kunst kann der Richter nur halb, denn wenn er allein in's Wirthshaus geht, so säuft er sich so voll, daß

er nicht mehr ſtehen kann', und ihn zwei zu Hauſe führen müſſen, damit ich doch klärlich bewieſen, daß mein Eſel klüger ſey als er. Zum zweiten habe ich den Himmel in meinem Hauſe, denn es lebt darin meine Urgroßmutter, die iſt taub und blind, und ſchon wieder ganz kindiſch, und obſchon ich ſelbſt arm bin, ſo pflege ich ihrer doch ſorgſam, und gebe ihr Wohnung, Kleidung, Trank und Speiſe; ſolches wird am jüngſten Gericht bezahlet, wie Gott ſelber geſprochen hat, und die, welche barmherzig ſind, werden in den Himmel eingehen. Zum dritten habe ich auch im Haus die Hölle mit all' ihren Qualen und großer Pein: Das iſt mein boshaftes Weib, die mich täglich mit Zanken und Greinen gar ſehr martert, und Tag und Nacht keine Ruhe läßt, als ob ich in der Hölle wäre. — D'rum bin ich gewaltiger als der Richter, weil ich Himmel und Hölle im Hauſe habe, und einen Eſel im Stall, der klüger iſt als er, und ſo hoffe ich, ihr wollet mich nicht darum ſtrafen, daß ich jenem nicht Folge leiſten wollte."

Da entließ der Grundherr den Bauer mit Lachen und verirte den Richter lange Zeit mit dieſer Erzählung, der nun zwar jenem noch mehr gram wurde, durfte ſich's aber nicht merken laſſen.

Der Pfarrer und die Ehebrecher.

In Pappenreuth lebte einmal ein Pfarrherr, der war gar sinnreich und voller guten Schwänke, und konnte so gut sprechen, daß er mit seinen Predigten gar große Wirkung hervorbrachte; weil aber zu jener Zeit schon das Laster des Ehebruchs gar sehr überhand nahm, so nahm er sich vor, gegen solches loszuziehen, und einstens sah er sich von der Kanzel in der ganzen Kirche herum und rief:

„Ich sehe einen Ehebrecher in der Kirche!"

Da wurden alle Bauern gar ängstlich, welche sich des Ehebruchs schuldig fühlten, und meinend, der Pfarrer könne ihre Sünde errathen, schmiegten sie sich in die Ecken und trauten sich keinen anzublicken; solches thaten auch die Frauen, und jedes fürchtete, von dem Prediger gemeint zu seyn.

Am nächsten Sonntag sprach der Pfarrer noch deutlicher und derber, und rief von der Kanzel herab:

„Nun hör' zu du Ehebrecher! diese Woche will ich dir noch zugestehen; aber so du bis zum künftigen Sonntag dich nicht besserst, so will ich deinen Namen hier öffentlich bekannt machen, daß dich die Buben mit dem Finger zeigen, und sagen: Das ist der schlechte Mann, der vorlängst die Ehe gebrochen!"

Mancher Bauer schwitzte vor Angst, und fürchtete, er müsse zu Schanden werden, und seine Frau ihm daheim mit bittern Worten zusetzen, und ein jeder meinte, der Pfarrer meine nur ihn allein; aber jener fuhr in seiner Rede fort:

„Ich gebiete euch bei dem schweren Bann, daß ihr Bauern alle, wie ihr heute hier seyd, am Sonntag wieder kommen sollt — da stellet euch in der Mitte zusammen, und ich will den Ehebrecher der ganzen Gemeinde kund thun, und ihn allein wegen seiner Sünden in den Bann thun."

Mit diesen Worten schloß der Prediger, und als der Sonntag wieder gekommen war, da standen alle Bauern, wie er es befohlen, in der Mitte der Kirche beisammen; aber manchem entfiel das Herz und er fing zu zittern an, wie ein Espenlaub, als der Küster zum drittenmal geläutet und der Pfarrer auf die Kanzel trat mit folgenden Worten:

„Ihr meine Söhne in Gott! ihr seyd alle gekommen nach meinem Befehl —"

Und damit zog er ein Scheit Holz hervor, schlug mit selben auf die Kanzel und fuhr fort:

„Schaut an dieses Holz, so mir in der heutigen Nacht ein Engel geschenkt hat, damit ich mit selbem einen Ehebrecher treffen und alsogleich tödten solle — nun schaut zu und sieht sein

still, und wer sich seiner Treue und Pflicht bewußt ist, der fürchte sich nicht, daß ihm ein Schaden geschehe.“

Und als er das Scheit Holz erhob, und that als wolle er es herabschleudern, da duckten sich alle Bauern, worüber der Pfarrherr zornig wurde und rief:

„Jetzt merke ich erst, daß ihr alle Ehebrecher seyd — d'rum schämt euch in euer Herz hinein, daß ihr so große Sünde auf euch ladet, und laßt ab von eurem sündhaften Leben.“

Der Köhler und die Butterwecken.

Einst fuhr ein Bauer aus einem Dorfe, welches zwei Meilen von Nürnberg liegt, mit einem Fuder Kohlen auf den Markt, und als er seine Ladung verkauft hatte, sah er, wie sie auf dem Platz schöne weiße Butterwecken feil hatten; da kriegte er Lust zu essen, setzte sich bei einem Bäcker nieder und verzehrte sieben große Wecken; aber wie er dann heimfuhr, überraschte ihn ein gewaltiger Regenguß, gleich als ob man es mit Krügen vom Himmel gieße; da spannte er seine Ochsen ab, ließ sie nach eignem Willen weiden, und weil er nirgend einen andern Schutz erblickte, kroch er in einen hohlen Baum, der am Wege stand, hüllte sich in seine Futtersäcke, und harrte

geduldig, bis es zu regnen aufhören würde; aber als er eine Weile in dem Baum gesessen war, da schwollen ihm die Butterwecken, die er so jäh hineingefressen, im Bauche auf und blähten ihn so, als ob er mit einem Kindlein schwanger ginge, und wie endlich der Regen nachließ, und er wieder aus dem Baume herauskriechen wollte, war sein Bauch zu groß, und er blieb in dem Loch fest stecken — da ward dem Köhler nicht wohl zu Muthe, und er meinte: Hier bleiben über Nacht ist nicht gut; auch könnte ich um den Wagen und die Ochsen kommen, und zum Lohn von meinem Weibe derb geprügelt werden.

Zu dieser Zeit fuhr ein Bauer mit Holz vorüber, dem rief der Köhler; wie er aber abstieg und in dem Baum diesen so schwarz und rusig sah, meinte er, der Teufel stecke darin, floh von dem Baum und fuhr eiligst von dannen. Dem Köhler wurde im Baume immer bänger, und er bemühte sich abermals sich herauszudrängen, aber umsonst, und da eben ein Holzhauer vorüber ging, so rief er diesen an, und versprach ihm eine Kanne Bier zu zahlen, wenn er ihm aus seinem Gefängniß helfen wollte. Der Holzhauer haute den Spalt des Baumes etwas weiter, und da kroch der Köhler heraus, spannte seine Ochsen wieder an, und ließ sie langsam vorwärts gehen, er aber legte sich hinten in den Kohlenwagen, deckte sich mit den Futtersäcken sein

warm zu, und weil er gar sehr ermattet war, von dem beschwerlichen Sitzen im hohlen Baum, so schlief er bald fest ein, und da er eine Meile gefahren war, begegneten ihm auf der Straße zwei Landsknechte, die kehrten ihm im tollen Muthe die Ochsen um mit sammt dem Wagen, und als er Abends erwachte, und sich die Augen rieb, so stund sein Wagen wieder in der Stadt und vor dem Wirthshaus zur blauen Flasche genannt; da wurde ihm erst der Seckel ausgeräumt, denn er verspielte in selbiger Nacht mit den Kohlenbauern dreizehn Gulden, worüber er so zornig ward, daß er die Butterwecken ganz verschwor, die ihm so viel Ungemach bereitet hatten; aber als sein Weib das alles inne ward, da schlug und mißhandelte sie ihn gar sehr, und sagte, er habe ein Naschmaul und wäre dazu so dumm und träge, daß er nicht verdiene von der Sonne beschienen zu werden.

Der Hasen Klage.

Als ich eines Tages in meinen jungen Jahren von Cöln reiste, und durch einen ungeheuern und finstern Wald zog, wo überall längs der Straße Räder aufgerichtet waren, worauf die mörderischen Bösewichter noch lagen, die man gerädert hatte, da wurde mir ganz angst und

bange, und all' mein Haar sträubte sich empor, weil es so gar unheimlich in dem Walde war, und es mir immer vorkam, als würde jetzt eine Räuber-Rotte aus dem Dickicht hervorbrechen, und mich erschlagen; endlich aber hörte ich ein Gespräch in meiner Nähe, und meinte, jetzt sey ich an der Mördergrube — doch als ich durch die Hecken einen Blick warf, da sah ich auf grünem Grase einen alten Hasen sitzen, und über ihm schwebte der Gott Phöbus; von diesen beiden hörte ich das folgende Gespräch:

Der alte Hase. „O Phöbus! ich bitte dich um Hülfe, denn auf Erden ist kein unglückseligeres Thier als wir Hasen, die gegen alles Recht von allen Menschen und Thieren in die Acht gethan scheinen. Wölfe, Füchse, Bären, Geyer und Hunde stellen uns Tag und Nachtzeit nach, uns zu jagen, zu fangen und zu tödten, zu erwürgen und in Stücken zu zerreißen und sich mit unserm Fleische zu mästen; dieses ist aber gegen alles Recht und Gerechtigkeit, denn wir thun keinem ein Leid, essen nur Gras und grüne Kräuter, welches Futter den Füchsen, Geyern und Hunden gar nicht anstehet, und doch verfolgen sie uns mit bitterm Neid und Haß. Auch hast du alle andere Thiere mit Waffen begabt, sich gegen ihre Feinde zu wehren, und dadurch ihr Leben zu fristen; du hast das wilde Schwein mit den Zähnen gewaffnet, den Löwen

und Bären mit scharfen Klauen, den Stier mit einem starken Horn, daß sie die Hunde nicht anzugreifen wagen; das Krokodill hast du gepanzert und mit einer hörnernen Haut bedeckt, den Wolf mit einem bissigen Maul beschenkt und mit großer Kraft und Stärke den Gaul; den Fuchs hast du mit List ausgestattet, und mit einem scharfen Gesicht den Luchs — nur uns Hasen hast du keine Waffen verliehen, unser Leben zu retten; mit einem weichen Balg sind wir ganz wehrlos und schwach, deshalb führen wir große Klage über dich.

Phöbus. Euch habe ich begabt mit einem schnellen Lauf vor allen andern Thieren, damit ihr denen entrinnen könnet, die euch verfolgen.

Der alte Hase. Darüber klagen wir auch, daß wir oft in der Flucht erliegen müssen, weil du uns mit ungleichen Füßen begabt hast, so daß die vordern kürzer sind als die hintern, und wenn man uns bergab jagt, so bringen uns diese Füße in's Unglück, daß unserer viel ums Leben kommen.

Phöbus. Aus Gnade habe ich euch Hasen eine große Fruchtbarkeit gegeben, daß ihr im Jahre gar oft Junge erzeugen und euch über die Maßen vermehren könnt; so habt ihr immer Freude an diesen, und wenn von euch viele zu Grunde gehen, so wird doch ihre Zahl gleich wieder ersetzt.

Der alte Hase. O uns gereicht die große Fruchtbarkeit gar nicht zur Freude, sondern sie macht uns vielmehr bloßes Herzeleid, denn wenn wir Junge geboren, so wissen wir doch, daß sie uns erwürget und gefressen werden, weil jetzt auch das menschliche Geschlecht uns arme Hasen auf's grausamste verfolgt. Bürger, Bauern und Edelleute stellen uns nach, mit Lauschen, Pirschen und allerhand Waidwerk, durch Berg und Thal, Auen und Wälder, und nirgend haben wir eine sichere Stätte, nirgend sind wir sicher, daß sie uns tödten, erschießen, die Haut abziehen, spicken, braten und essen, wenn gleich solches wider Gottes Gebot ist, und er deutlich gesagt hat: welche Thiere nicht wohl wiederkäuen, die soll man nicht essen; aber wir Hasen käuen gar nicht wieder, und sind so unrein wie die Schweine, und gleichwohl lassen sie uns nicht in Frieden, und fressen aus bloßem Muthwillen und Genaschigkeit uns unschuldige Thiere, die ihnen, so lange wir leben, weder Kühe, Rosse oder Schweine niederwerfen noch zerreißen, ja weder Hühner, Gänse oder Enten todt beißen. Dieses klagen wir dir, o Gott Phöbus! und bitten, du mögest unsern unschuldigen Tod an dem menschlichen Geschlecht rächen, und an all' den grausamen Thieren, die uns überall mit Frevelmuthe angreifen und verfolgen, damit wir künftig mit frohem Muthe uns unsers Lebens freuen

können, und vor ihren Nachstellungen sicher sind, und wenn du dieses thust, wie wir hoffen, und auf deine Gnade und Beistand bauen, so wollen wir dir zu jeder Zeit Lob, Preis und Ruhm zum Opfer bringen.

Phöbus. O Hase! habe Geduld, denn, wenn du gleich unschuldig leidest, und wider alles Recht und Billigkeit mit deinem ganzen Hasengeschlecht von den Menschen und Thieren verfolgt wirst, so laß es dir zum Trost dienen, daß du es nicht allein bist, der auf Erden Widerwärtigkeit erleidet, und weil in diesem Jammerthal Anfechtung, Angst und Trübsal ein allgemeines Erbtheil der Geschöpfe ist, so ergib dich geduldig darein, daß es dir leichter zu tragen werde.

Das Vier-Turnier.

Jamprinius, ein kühner Held, war zum König von Flandern und Brabant erkiesen, und regierte in seinem Reiche streng, gerecht und fromm, litt keine Räuberei und Ungerechtigkeit, und strafte den Herrn wie den Knecht; er beschützte sein Volk getreulich und war stets auf dessen Nutzen bedacht; auch lehrte er seine Unterthanen das Feld bauen, düngen, ackern und säen, mit Gersten, Kern und Weizen, lehrte sie schneiden, sammeln und einführen; nachher aber

ließ er Malz dörren und Bier aus der Gerste bereiten, welches dem Volke gar gut mundete, weil in diesem Lande kein Wein wuchs.

Und dieser König lebte zu Jakobs Zeiten, als Belus der neunte König in Assyrien regierte; damals erfand er das Bier, obschon die Chronik sagt: Bacchus habe, nachdem er die Griechen mit dem Weinstock beschenkt, eine Reise nach Teutschland gemacht, wo er die Völker gelehrt, aus Gersten ein gutes Bier zu brauen, vorzüglich soll er seine Lehre in den mitternächtlichen Landen ausgebreitet haben, in Liefland, Sachsen, Meißen und dem Harz — auch ist solches wohl wahrscheinlich, denn diese Völker dienen dem Bacchus sehr fleißig mit Biersaufen, und Weib und Mann, Jung und Alt mit dem nämlichen Eifer, wie ich es selber einst im Harz gesehen, wo ihrer zwölf ein Bier-Turnier hielten. Diese Bierhelden sah ich tapfer streiten, mit Stutzen und Kannen gegen einander rennen; der eine schrie; „Gesell, dir möge es gelten!" der andere schrie: „Frisch her zu mir!" der dritte schrie: „Schenkwirth, schenk wieder ein!" der vierte schrie: „Schlepp noch mehr Bier herzu!"

Der Wirthsknecht konnte kaum schnell genug hin und her laufen, so schnell hatten sie die Kannen geleert, und die Helden waren ganz naß, ihre Brüste mit Bier begossen, daß man kaum hätte einen Pfeil durchschießen können, und sie

soffen immer fort, als wären sie von Durst ganz aufgetrocknet und aßen dazu gesalzene Knackwürste und rohen Speck. Bald floß das Bier über den Tisch, und die Erde war so naß, wie eine Badstube, als sie auf's Neue zu saufen anfingen. Sechs Stunden währte das nasse Kampfspiel, und da hatten sie ein ganzes Faß Bier ausgetrunken; ein Held entschlief hinter dem Tisch, der andere war stückvoll und lief aus der Stube, weil er nimmer trinken konnte; der dritte sank auf die Ofenbank nieder; vier andere warfen Stühle und Bänke übereinander; der achte schrie, man solle ihm Karten und Würfel zum Spielen bringen; der neunte und zehnte schrien und sangen, daß die Wände zusammenfielen; der eilfte sah wild um sich her, und wollte sich gern mit einem balgen, und der zwölfte rief den Wirth um die Rechnung, welche dieser nach Gutdünken machte — drei Groschen hatte ein jeder von ihnen vertrunken, und so zogen sie ab von dem Turnier, und stanken alle von dem vielen Saufen; etliche ließen ihre Röcke zum Pfand; andre fielen über die Treppe herunter; ein paar blieben auf dem Miste liegen, und drei krochen an den Wänden fort, durch Koth und Lachen, und alle brachten vom Turnierplan einen heftigen Rausch heim, daß jeder am andern Morgen zwei faule Hände und einen schweren Kopf hatte, und einen leeren Beutel obendrein.

Da dachte ich heimlich in meinem Sinn: wer täglich in ein solches Kampfspiel zieht, es sey zu Wein oder Bier, und nicht seines Gewerbes wartet, dem kommt endlich Armuth und Noth heim; wer aber nicht läßig bei der Arbeit ist, und Wein und Bier und andere gute Gaben mit Mäßigkeit genießt, dankbarlich gegen Gott gesinnt, von dem wir alles erhalten haben, dem gibt der Herr Gedeihen und Segen, daß er sich redlich und reichlich nähre, und nie in Armuth und Ungemach gerathe.

Der Hausmägde Klagen.

Eines Handwerkers Magd.

Ach meine liebe Grete! so wahr ich lebe, wir Mägde sind doch recht unglückselige Creaturen, von jedermann verachtet und geplagt müssen wir uns alles gefallen lassen und um einen geringen Lohn das ganze Jahr dienen. Wenn ich etwas zerbreche, so zieht man mirs vom Lohne ab, und zur Arbeit treibt man mich bei Tag und Nacht wie ein Pferd; in der Küche und am Herd muß ich braten, kochen und backen, aufbetten, kehren und waschen, ob ich gesund bin oder krank, da frägt meine Frau wenig darnach, ich muß immer in der Asche liegen und die halbe

Woche muß ich für Meister, Frau, Kinder und Knechte die schmutzige Wäsche auswaschen, dann wenn ich bei Nacht heimkomme, hinten und vorn mit Eiszapfen behangen wie ein Kirchthurm, und ganz erfroren und erstarrt, und klappre wie ein Panzerhemd — meiner Frau hatte ein ganzer Jahrlohn nicht hingereicht, eine solche Wäsche zu bestreiten — da schreit und keift sie noch, sagt, ich sey faul und besser nutz zum Essen, Trinken und Schlafen, denn meine Schuldigkeit zu thun. Darum bin ich es ganz überdrüßig, bei einem Handwerksmann zu dienen, und wollte viel lieber fürs Geld Wolle spinnen; doch ich hoffe, es soll besser werden, denn ein freier Junggesell wirbt um meine Hand, der ist schön, fromm, kann gut arbeiten, und wird mich — will's Gott — bald aus meinem Trübsal erlösen.

Eines Bürgers Untermagd.

Ja liebe Martha! du hast recht, doch habe ich auch ein hartes Jahr — mein Dienst ist wie in einer Klause; ich darf nicht aus dem Hause herausriechen, das mir doch alle Sonntage vergönnt war, als ich noch bei einem Handwerksmann diente; jetzt aber habe ich der Herren so viele, daß ich nicht weis, wem ich zuerst folgen soll. Die Frau, Töchter und Schwiegertöchter wollen alle über mich herrschen und befehlen, und wenn ich der einen recht thue, werde ich von

der andern ausgeschmäht. Am Feiertag früh quälen sie mich mit Hauben- und Halskragen-Glatten, und weil sie wollen damit in der Kirche prangen, muß ich vor Tages aufstehen und Eisen hitzen; dann muß ich arme Dirne in der Küche [illegible] exerciren, und ihnen die Gewänder reinigen und putzen, die Nacht bei den Kindern aufbleiben, nach wenigem Schlaf wieder den halben Tag in der Stadt herumrennen; damit zerreiße ich Schuh und Kleider, daß ich schier nackend herumgehen muß, und habe so wenig Ruh' als du, d'rum liebe Marthe rathe dazu, wie wir es auf Lichtmeß anstellen, denn ich hätte auch Lust zu einem Mann.

Eine Bauernmagd.

Ihr beide klagt ohne alle Noth, und ich habe auf dem Dorf wohl ein härteres Leben, gar schwere Arbeit und im Sommer und Winter wenig Zeit zum Schlafen. Habe alle Hände voll zu thun mit Kühen, Säuen, Schafen und Gänsen; mit Melken, Buttern und Stroh streuen; mit Grasen, Schneiden und Hauen; mit dem Hanf und Flachs und allem, was aus der Erde wächst; muß arbeiten in Regen und Wind, und dabei nur grobes Brot und Milch und Brei essen, aber gar selten ein Fleisch. Doch seht nur, welcher Dienst härter sey, wenn ihr euch einen Mann nehmet. — Ich könnte wohl längst

einen haben, aber wenn ich daran denke, wie den jungen Eheleuten die Kinder ins Haus fallen, so finde ich im Ehestande so viele Widerwärtigkeit als nimmer eine Hausmagd; d'rum will ich mich noch sein besinnen und vergönne euch das Heurathen wohl; aber wenn ihr euch von den Federn aufs Stroh geholfen habt, so hütet euch wohl, mir selbes zu klagen.

Der Frauen Klage über ihre Hausmägde.

Als ich noch ein junger Knabe war, und einst am Lichtmeßtag in die Kirche ging, da standen drei Frauen unter dem Glockenthurm, und führten große Klagen über ihre Hausmägde, da blieb ich stehen, und hörte zu, was ich hier niederschreibe.

Die erste Frau.

Ich habe eine Magd, die ist stinkfaul, die Zotten hängen ihr um den Kopf herum, beim Rocken und beim Feuer schläft sie ein, und ist so schmutzig, daß man sie nicht gern von weitem ansieht, stets ist sie besudelt und voll Ruß, ihre Kleider schmutzig und zerrissen; ihre Hände sind so weiß als der Ofenherd, und in der Küche liegen Töpfe und Pfannen ungewaschen herum, als habe ein Schwein darin herumgewühlt; auf

nichts gibt sie acht, und zerbricht mir alle Tage verschiedenes theures Geschirr, und weil ich es nun schon gar nicht mehr aushalten kann, so will ich ihr noch heute den Abschied geben.

Die zweite Frau.

Ach das Herzeleid! Ich habe auch eine solche Dirne, und könnte wohl ein ganzes Lied von ihr singen; in der Früh kann ich sie gar nicht aus dem Bette herausbringen, und ist ein Wasser ins Handfaß gegossen worden, so läßt sie es wohl drei Wochen darin stehen; das Zimmer kehrt sie nur so obenhin und wirft das Kehricht unter die Treppe; das Fleisch säumet sie nicht ab, und läßt die Erbsen im Topfe übergehen; alle Wäsche, die sie aus den Händen gibt, ist aschgrau; bei aller Arbeit schläft sie ein, und ich muß immerfort hinter ihr seyn und sie antreiben; sie selber schläft das ganze Jahr ungebettet und hat ein so loses Maul, daß sie mir immer widerredet; wenn ich sie um etwas aus dem Hause schicke, so schwätzt sie so lange, daß sie den halben Tag nicht wieder heim kömmt, dann erzählt sie und bringt neue Mähr, und lügt auch wohl dreimal so viel, als sie gehört hat, flucht und schwört mir alle Wahrheit ab; macht auch bei den Nachbarn viel Streit und Gezänke, weil sie voll List und Tücke ist, und mir kommt vor,

sie sey auch gar nicht treu und ehrlich, d'rum will ich sie noch heute zum Hause herausjagen.

Die dritte Frau.

Nun, wenn ihr denn eure Mägde fortjagt, so kann die meine auch mit wandern; sie ist so klug als ein Pferd, und zur Arbeit taugt sie einmal für allemal nichts, will nichts thun als fressen und saufen, und hat ein so schlechtes Gedächtniß, daß sie jedesmal vergißt, wenn ich sie ausschicke, mir etwas einzukaufen; von der Suppe nascht sie das Fett herunter, und was sie erhaschen und greifen kann, das ist auch schon verloren und durch die Gurgel gejagt; lügen kann sie wie gedruckt und läugnet mir das Wort vom Munde ab; überdies läuft sie zu allen Bubentänzen, putzt sich auf und hat mit Mannsleuten viel Umgang, d'rum soll sie noch heut Urlaub bekommen.

Also klagten die Frauen noch lange über ihre Mägde so viel und mancherlei, daß ich gar nicht alles behalten konnte; aber die Mägde blieben alle drei noch ein Jahr in ihrem Dienste, daher meine ich wohl, daß die Sachen nicht gar so schlimm waren, denn es sagt ja schon ein altes Sprichwort:

„Wenn eine Frau weis nichts mehr zu sagen,
So thut's über ihre Hausmagd klagen."

Und so thun es die Hausmägde auch, und es wird wohl solches Brauch bleiben, so lange es Frauen und Mägde gibt.

Das Schlaraffenland.

Es gibt eine Gegend, die heißt Schlaraffenland, und die faulen Leute kennen sie gar wohl und wissen, daß selbiges Land drei Meilen hinter Weihnachten liegt; aber wer dahin kommen will, der muß großen Thaten gewachsen seyn, denn er muß sich durch einen Berg mit Hirsebrei essen, der ist wohl drei Meilen dick; dann ist er aber auch augenblicklich im Schlaraffenland, dessen großer Reichthum über alle Beschreibung ist: da sind die Häuser mit Fladen gedeckt, die Thüren der Häuser und Gewölbe von Lebkuchen, die Wände von Speckkuchen und die Balken von Schweinebraten; um jedes Haus ist ein Zaun von braunen Bratwürsten geflochten, und alle Brunnen sind voll Malvasier und rinnen einem selber ins Maul.

Auf den Tannen wachsen süße Krapfen, und auf den Fichten gebackene Schnitzel; Eyerkuchen schüttelt man von den Birken, und die besten Weintrauben wachsen auf den Dornhecken; auf den Weidenkoppen sieht man frische Semmeln, und darunter fließen Bäche von süßer Milch, und

die Semmeln fallen in die Milch herunter, daß jeder was zu essen habe; die Fische gehen von selber ins Netz und sind schon gesotten, gebraten, gesulzt und gebacken, und wo keine Netze sind, da schwimmen sie ganz nahe am Rande, daß man sie mit den Händen fangen kann; auch fliegen (ihr möget mir es glauben) die gebratenen Hühner, Tauben und Gänse in der Luft herum, und wer zu träge ist, sie zu fangen, dem fliegen sie selber ins Maul; die Säue laufen im Lande herum und sind gebraten, und jede hat ein Messer im Rücken, damit sich ein jeder ein Stück herausschneidet und steckt das Messer wieder an seinen Ort; so wachsen die Kreuzkäse wie die Steine, und auf den Bäumen wachsen Bauern, gleichwie bei uns zu Lande die Pflaumen, die fallen, wenn sie zeitig sind, in ein paar Stiefeln herab.

Wer Pferde hat, der wird reich, denn sie legen ganze Körbe voll Eyer und die Eseln setzen lauter süße Feigen auf die Erde; nach Kirschen darf man gar nicht hoch steigen, denn sie wachsen an der Erde wie die Schwarzbeeren; auch ist im Lande ein wunderbarer Brunn, in dem verjüngen sich die Alten, daß sie ihre Runzeln verlieren, und wieder hübsch und frisch werden.

Viel Kurzweil wird im Schlaraffenland getrieben, und wenn sie zur Scheibe schießen, so gewinnt der das Beste, der am weitesten vom

Ziel bleibt; im Laufen ist der letzte Sieger, und das Waidwerk besteht in Flöhen, Ratzen und Mäusen; auch ist im Lande leicht Geld zu gewinnen, denn, wer recht faul ist und immer schläft, dem gibt man für jede Stunde, die er schlafend hinbringt, zwei Pfennige, und wer sein Geld verspielt, dem zahlt man es doppelt zurück; wer nicht gern bezahlt, und bleibt ein Jahr schuldig, so muß ihm der Gläubiger noch einmal so viel dazu geben; wer gern wohl lebt, der kriegt für jeden Trunk einen Batzen; für eine große Lüge bekommt man eine Krone; doch muß sich jedermann hüten, vernünftig zu sprechen und zu handeln, denn wer hier Sinn und Witz gebrauchen wollte, den könnte niemand im Lande leiden, und wer gern arbeitet, dem verbietet man das Schlaraffenland; wer Zucht und Ehrbarkeit liebt, der wird aus selbem verjagt; aber wer zu nichts taugt, und gar nichts lernen will, der kommt in dem Lande zu großen Ehren, und wer als der faulste erkannt wird, der wird zum König ernannt; wer wild, wüst und unsinnig ist, aus dem macht man einen Fürsten; wer gern mit einer Leberwurst turniert, der wird ein Ritter; wer schlampicht ist, nichts achtet als Essen, Trinken und viel Schlaf, der wird ein Graf genannt, und wer recht tölpisch ist und nichts versteht, der wird ein Edelmann im Lande.

Wer also lebt, wie ich es hier beschrieben

habe, der taugt wohl ins Schlaraffenland, welches die Alten erdichtet haben zur Strafe und Warnung der Jugend, welche gewöhnlich faul und gefräßig iſt, ungeſchickt, heillos und lüderlich ins Schlaraffenland ſich ſchicket, und dieſe Erfindung ſoll ſie bewegen, von ihrem nachläſſigen Weſen abzulaſſen, weil es die faulen Leute nimmer weit bringen.

Die Hausmagd und der Junggeſell.

Eines Montags ging ich früh ſpazieren, und da ich vor einem Wirthshaus vorüber ging, ſah ich am Thor einen Junggeſellen ſtehen, der war gar wohl geputzt, und ſchaute immer hin und wieder, dann ging er auch die Straße hinauf und wieder herab, mit ſtolzen Schritten wie ein Pfau. Endlich ging eine Hausmagd, welche eine Kanne trug, mit züchtigem Schritt zu dem Hauſe und bot ihm einen guten Morgen.

Da ſprach der Junggeſell:

„Dank euch Gott mein Schatz! o wie lange habe ich ſchon auf euch gewartet.“

Die Magd. Worauf habt ihr geharrt, und was könnt ihr mir Beſonderes zu beſtellen haben?

Der Junggeſell. Ich ſelbſt, meine Ehre, Gut, Leib und Leben, alles ſoll euer Eigenthum ſeyn.

Die Magd. Mit nichten, mein lieber Geſell! ich begehre eures Gutes nicht, und ich glaube, es wird auch damit nicht viel zu ſagen haben, denn ihr habt ja kaum ſo viel zum Lohn, als ihr täglich verthut. Das Eſſen und Trinken Tag und Nacht, dann die Karten und das Würfelſpiel fordern eine Menge Geld, und von der Buhlerei will ich gar ſchweigen — kurz, ehe ihr das Wochenlohn einnehmt, iſt es ſchon im Voraus verthan, und am Ende bleibt ihr noch obendrein die Kleider, Hoſen, Hemden und Schuhe ſchuldig.

Der Junggeſell. Was ſoll auch einem jungen Geſellen das alte Geld? — wenn ich einmal in den Eheſtand eingehe, will ich wohl fromm und ehrbar werden.

Die Magd. O ja, man kennt euch ſchon! wenn ihr dann zu Hauſe kommt, wollt ihr auch wieder im gewohnten Saus und Braus leben, den Montag wie den Sonntag feiern, und müßig in der Stadt herumziehen. Dann wird der Hausrath verſetzt und verthan, und Weib und Kinder können am Hungertuch nagen, und wenn das arme Weib ſich beklagt, ſo wird es noch von euch geſtoßen und geprügelt.

Der Junggeſell. Seht, wenn ich jetzt ſparen thäte, ſo würde die Geſellſchaft mir unhold und mich einen Schmarotzer nennen.

Die Magd. So denkt ihr alle und keiner behält etwas, drum wollte ich mir eures Gleichen weder gesotten noch gebraten wünschen.

Der Junggesell. Ach, nehmt guten Rath an! achtet nicht meines Gutes, sondern meines Herzens, das euch zu lieben begehrt und allen andern Jungfrauen auf dieser Welt verzieht.

Die Magd. Eure Geberden und eure Liebe gefällt mir auch gar nicht, weil ihr euch so bübisch anstellt — am Kopf seyd ihr geschoren wie die Sträflinge und euer Bart ist zerrauft, und sieht recht wild und tückisch aus, und wie ist euer Kleid zerhackt und zerschnitten, ganz nach Landsknechts Art, vom Haupt bis zu den Sohlen.

Der Junggesell. O Jungfrau! ich muß mich so anziehen wie die andern; aber mein Herz ist tugendreich.

Die Magd. Wie mag in so wildem Ansehen ein gutes Herz verborgen seyn? — ihr laßt euch überall mit unzüchtigen Worten hören, flucht, lärmt und schneidet die Ehre ab, auch verachtet ihr uns arme Mägde über die Maßen, und spottet selbst untereinander mit allerhand Stichworten, bis ihr endlich in großes Raufen und Schlagen ausbrecht, verwegen in den Krieg hinlaufet und den Leuten das Ihrige raubt, euch gar keiner Laster mehr schämet — also sind eure Herzen beschaffen, und ich möchte mir gar keins wünschen.

Der Junggesell. O Jungfrau! das alles sollt ihr nicht ansehen, denn ein junger Mann muß sich nach der Welt Lauf richten und kann nimmer leben wie ein altes Weib.

Die Magd. Das ist eben bei euch Gesellen das böseste, daß einer den andern zu allerlei ungebührlicher Büberei verführt, und ihr wollt nur ungestraft ein ruchloses Leben führen, wer aber nach einem ehrbaren und tugendhaften Leben trachtet, den haltet ihr unwerth, und schauet ihn nur über die Achseln an; jedoch wer grob und bübisch ist, wüste und unzüchtig, wer mit Saufen und Spielen sein Geld verpraßt, bei keinem Meister gut thut, in der Werkstatt stolz und üppig ist, den preiset ihr als den besten, und da ich dieses wohl kenne und weis, so stehe ich gar nicht um euch.

Der Junggesell. Ach, schöne Jungfrau! seht nicht auf Leib und Gut, noch auf meinen jugendlich wilden Sinn, sondern nur auf meine Liebe, mit der ich spät und früh zu eurem Befehl und Dienst bereit bin.

Die Magd. Damit werdet ihr euch bei mir schlechte Gunst erwerben, denn ich kann diejenigen gar nicht leiden, die in thörigtem Liebesdienst bei der Nacht herumstreichen, gleichwie die Wölfe singen und heulen, und in den Gassen wie die Kälber plärren, daß kein Mensch zur Ruhe kommen kann vor ihrem unnützen Geschrei;

oft aber greifen sie auch die Leute an, schlagen selbe und beginnen mannigfaltige Bübereien — Das sind mir die rechten Nachtraben, denen oft die Schergen nachsteigen und sie nach Lochheim in Verwahrung bringen, wo sie auch am besten aufgehoben sind. So ihr wollt ein solcher seyn, so trollt euch nur bald von mir hinweg, denn ich frage nichts nach eurem Dienst, und weil ihr bübisch und muthwillig seyd, so hüte ich mich wohl vor euch, denn es kann ja doch kein gutes Ende nehmen, und das Sprichwort sagt: „Was bei Zeiten brennt, das will eine Nessel werden!" d'rum möchtet ihr lieber alle unter die Erde begraben werden.

Der Junggesell. Ach, liebe Jungfrau! wir sind nicht alle so böser Art, wie ihr uns hier beschrieben habt.

Die Magd. Ja, das ist wahr, und es sollte mir wohl leid thun, wenn man nicht noch Gesellen fände, die ihren Sinn auf Gut und Ehren stellen, und redlich gegen Gott und die Welt sich nicht anhängen an die lose, leichtfertige Rotte; einen solchen Gesellen habe ich lieb, und will mir wohl einen auserwählen.

Der Junggesell. Nun wohl, Jungfrau! ich bin ja auch derselben einer.

Die Magd. Wenn ihr ein solcher wäret, so würdet ihr jetzt in der Werkstatt sitzen (weil es schon 6 geschlagen hat) und treulich für euren

Meister arbeiten; so aber seyd ihr wohl erst vor Kurzem aufgestanden, und habt die halbe Nacht im Wirthshaus geschlemmt und gesoffen — deshalb laßt mich nur zufrieden und verfügt euch an einen andern Ort.

Der Junggesell. Ach, Jungfrau! hört mich an, ich will mich wohl bekehren und nur nach Gut und Ehrbarkeit trachten, denn ihr wisset wohl, der Verstand kommt nicht vor den Jahren, und weil ich gar so sehr für euch in Liebe entbrannt bin, so gebe ich mich gefangen, und wenn ich nicht in Kurzem ein anderer Mensch werde, so möget ihr kann nicht mehr an mich glauben.

Die Magd. Nun wohl denn, ich will euch ein Vierteljahr zusehen, und so ihr euch ganz bekehret, fein tugendlich und bescheiden haltet, auch böse Gesellschaft meidet und ein ehrbar züchtig Leben führet, so will ich euch nach dieser Frist auf euren Liebesantrag Antwort geben; vielleicht findet ihr dann Gewährung, vielleicht auch nicht.

Als ihm die Magd diese Antwort gab, ward er unwillig und zog davon, wohl einsehend, er sey an die unrechte Dirne gekommen, die ihm den Harnisch wohl gefeget; ich weis nicht, ob er wieder angefragt, denn sie las ihm die Lectionen kurz und gut; ob sie ihm aber recht gethan habe oder unrecht, das überlasse ich einem jeden zu

beurtheilen, weil jetzt die Junggesellen alle nach landsknechtischer Art in Geberden, Worten und Werken sind, wie man das aller Orten sieht und viel Ungemach daraus entstehet.

Die sieben Männer, die über ihre Weiber klagen.

Als ich eines Abends spazieren ging, da kam ich vor einem Wirthshaus vorüber, in dem saßen sieben Männer, die fröhlich aßen und tranken und von mancherlei sprachen, was in dem Lande vorging und erzählet wurde, und wie sie von einem auf das andre kamen, fingen sie endlich an, über ihre Weiber zu klagen, wie keiner dem seinen könne recht thun, und was im Hause schief gehe, davon müsse der Mann die Ursache seyn, als ob die Frau stets unschuldig wäre, und hätte nimmer ein Wasser getrübt. Ich ging hinein, ließ mir eine Halbe geben und hörte ihr ganzes Gespräch zu, wie ich es hier niederschreibe.

Den Anfang machte ein junger schöner Mann, der sprach also:

„Ich habe ein altes Weib, die klagt täglich über mich, daß ich ihr untreu bin, und wenn solches auch wahr ist, so bringt sie mich selbst dazu, denn wenn ich gern munter und fröhlich

seyn will, so brummt sie wie ein alter Bär; auch ist sie schon 80 Jahre alt, und will, ich soll ihr sparen helfen, immerfort bei ihr zu Hause sitzen, und ich bin am liebsten recht weit von ihr und außer dem Hause. Mit ihrem Gelde klingelt sie mir um die Ohren, und es thut mir nur leid, daß das so lange währet; ja hätte ich gewußt, daß sie so lange leben würde, nimmer hätte ich sie geheurathet, und wer mir jetzt ihren Tod meldete, der sollte ein schönes Bothenlohn haben."

D'rauf fuhr ein alter Mann, der zweite, fort:

„Ich vertreibe mir die Zeit mit einem jungen Weibe, die ich mir wegen ihrer Schönheit nahm; aber die ist mir gar unhold, und thut so stolz gegen mich, als ob ich gar nicht zu ihr gehörte; täglich ziert und putzt sie sich Stundenlang vor dem Spiegel und den Ueberrest des Tages liegt sie am Fenster, um auf die jungen Mannsleute zu schauen, die täglich in großer Zahl vorübergehen, und wenn ich auf sie acht gebe, so verklagt sie mich bei andern Frauen, sagt, ich sey ein alter eifersüchtiger Thor und gar einer solchen Frau nicht würdig, die ihre Ehre stets sorgsam bewahret — d'rum rathet mir, was ich mit ihr anstellen soll?"

Zum dritten sprach ein häßlicher Mann:

„Wisset, daß ich ein Eheweib habe, die ist faul und gar unhäuslich, und in Gewändern un-

reinlich und zerrissen; doch geht ihr das Maul wie ein Mühlwerk, wenn sie anderer Leute Haushalt meistern und ausrichtet. Wenn ich zu Mittag essen soll, hat sie das Kraut am Markt vergessen, und die Erbsen sind zu Kohlen verbrannt, da muß ich mir ein Gericht vom Garkoch holen — der Schmutz liegt haufenweis hinter der Stubenthür, daß sich wohl eine Sau d'rin wälzen könnte, und im ganzen Hause sieht es auch am ersten einem Schweinstall gleich — das alles macht mich muthlos, daß ich mit ihr wohl nimmer auf einen grünen Zweig kommen werde, wiewohl sie von allem mir die Schuld gibt."

Der vierte, ein feister Mann, versetzte:

„Ach Gott! bei mir ist meine Frau der Gebieter im Hause! gleich anfangs ließ ich ihr den Zaum zu lang, und da ist sie mir über den Kopf gewachsen und schiebt mich jetzt selbst unter die Bank. Das Geld nimmt sie ein, und gibt es nach ihrem Belieben aus, so daß ich der Narr im Hause bin, und herumgehe, wie eine alte Haushenne; für sich kauft sie alles im Ueberfluß, während ich nur die größte Nothdurft erhalte; aber wenn ich ein Bischen Geld ertappen kann, so thue ich mich für mein Leid schadlos halten, und setze mich zu guten Kameraden, mit denen trink ich die Nacht zum Tage; darüber beklagt sich dann mein Weib, ich brächte sie um alles durch mein Weinsitzen; das ist aber nicht

wahr, und wenn sie ihr thörichtes Putzen ließe, und die Verschwendung mit Schürzen, Pelzen, Röcken, Borten, Halskragen und Hauben, so wollte ich einem jeden trotzen; leider aber ist der Name meines Weibes: Siemann."

Zum fünften sprach ein wüster Knabe:

„Wisset, meine lieben Gesellen, ich habe zu Hause ein Weib, das ist schier immer besoffen; solches wissen auch die Nachbarn, denn sie schleicht heimlich in die Weinkeller, versauft Kannen, Schüsseln und Löffeln, und wenn sie nicht ausgehen kann, so läßt sie sich die vollen Krüge so lange nach Haus bringen, bis sie gehörig voll ist, und wenn ich ihr das Neujahr abgewinnen will, so muß ich es nur machen wie sie; zerbricht sie Töpfe, so schlage ich die Krüge entzwei und Gott mag wissen, wie lange es noch mit uns dauern wird. Ich nahm sie des Geldes wegen, doch däucht mich, es wäre mir besser gewesen, mich in den Rhein zu stürzen."

Der sechste trug einen Knebelbart und redete also:

„Es hat wohl keiner ein größeres Kreuz als ich, denn mein Weib ist ein lebendiger Fegteufel und was ich mache, rede oder ansehe, so habe ich es niemals recht gemacht, und es wird über alles und jedes gebrummt, gekeift und gezankt; da bin ich stets ihr Dieb, ihr Schalk, und wenn ich des Lärmens müde bin, da walke ich sie

tüchtig durch, gehe fort und bleibe ein paar Tage aus dem Hause, und wenn ich sause, spiele und schlemme, so ist daran einzig mein Fegteufel schuld; aber oft rennt sie mir auch ins Wirthshaus nach, und hunzt mich so mit Worten aus, daß kaum ein Hund ein Stück Brot von mir nehmen möchte; so halten wir in stetem Zwist miteinander Haus, und Niemand macht zwischen mir und meiner Frau Frieden als Schaufel und Spaten."

Der siebente war ein ehrbarer alter Mann, und der versetzte:

„Ich habe nichts merkliches zu klagen, als daß meine Frau feist und schwer ist; sonst war sie magerer, da zog ich sie ganz nach meinem Willen, so daß wir jetzt ganz einig sind, jedes thut, was das andre wünscht, und wir sind freundlich, friedlich und still. So solltet auch ihr bescheidentlich eure Weiber in der ersten Zeit zur Tugend gezogen haben, mit Verstand sie bestraft, wo sie fehlten. Wo Mann und Weib überzwerch schauen, und eins dem andern nichts Gutes gönnt, da erzeugt ein Trotz den andern Trotz; deshalb sorge jeder, wie er und sein Weib in Ehren bleibe, wie auch das Sprichwort sagt:

Ein frommer Mann
Ein frommes Weib sich ziehen kann."

Die sieben Frauen, die über ihre Männer klagen.

Einstens in dem Brachmonat, als es gar heiß war, hatte ich mir vorgenommen, einen Weg über Land zu machen, und ging zeitig von Nürnberg aus; wie ich nun durch ein lustiges Holz hinschritt und an eine blumenreiche Wiese kam, durch welche ein Bächlein floß, da sah ich seitwärts ein schönes Gesträuch und schlich d'rauf zu, der Sonnenhitze zu entweichen. Da schallte es aus dem Busche wie klagende Stimmen, und wie ich durch die Zweige schaute, da saßen sieben Frauen im Kreise um einen kühlen Brunn — ich verkroch mich im Busch, damit ich ihr heimliches Gespräch von Wort zu Wort vernehmen könnte, und wurde um so neugieriger, da sie alle gar traurige Geberden machten.

Als ich nun so im Busche saß und lauschte, fing die allerälteste zu reden an:

„Ich habe einen jungen Mann ein Jahr und 40 Wochen gehabt, dann brach er mir die Treu. Ich habe ihn zum Herrn gemacht, und dafür verachtet er mich jetzt; er heißt mich eine alte Hexe und höhnt mich mit allerhand frechen Reden aus, während er mit jungen Weibspersonen in alle Winkel und böse Häuser herumzieht; selbst bei mir zu Hause treibt er sein Wesen mit meiner Magd, und erst vor Kurzem hat man ihm

ein Hurkind ins Haus gebracht, das muß er versorgen, und was ich mit saurer Mühe erspart habe, das bringt er lüderlicher Weise durch, und ich muß noch schweigen, sonst schlägt er mich, d'rum meine lieben Freundinnen laßt euch meine Noth zu Herzen gehen."

Die zweite Frau.

Da leide ich noch größeres Ungemach von meinem alten Mann, den ich in meinen jungen Jahren blos wegen des Geldes genommen habe, und bei dem ich doch keine gute Stunde genieße, denn er ist von zwei Teufeln besessen, dem Geiz und der Eifersucht; geht nur einer vorüber, und sieht mich an, so ist schon Feuer im Dache, wenn ich auch mit keinem ein Wort rede; wohin ich gehe, schleicht er mir nach, und horcht und lauscht wie eine Maus, und aus dem Hause darf ich schon gar keinen Schritt thun ohne seine Begleitung. Wenn andere Frauen an öffentlichen Orten prangen und sich erlustigen, muß ich daheim wie in einem Gefängniß sitzen, und darf nicht einmal zum Fenster herausschauen; also sagt selbst, meine Werthen, bin ich nicht zu bedauern, daß ich in meiner Jugend so zu Grunde gehen soll, denn wenn dieses noch lange währet, so muß ich wahrlich sterben.

Die dritte Frau.

Ach Gott! was wollt ihr klagen? — ihr sitzt beide warm, habt Geld und Gut und Häuser, aber ich bin mit meinem Manne ganz verdorben, denn er ist faul und ganz nachlässig, mag nichts arbeiten, und läuft nur herum, neue Mähr zu vernehmen; auf seinen Handel verwendet er keine Sorgfalt, und nähme des Kaisers Schatz auf Borg, ohne zu denken, wie er wieder zahlen soll, und so bekommt auch kein Gläubiger sein Geld von ihm, bis er ihn vors Gericht citirt; er verspricht viel und hält nicht das mindeste, und wenn der Hauszins zu zahlen kommt, so müssen wir Pfand für solchen lassen; so arg und liederlich ist er, und hat allen Glauben und Zutrauen verloren. Dieses ist meine Klage zu euch ihr lieben Frauen.

Die vierte Frau.

Ich habe einen Weinschlauch statt eines Mannes bekommen, der kriecht durch alle Wirthshäuser herum, worin er schlemmt, frißt und säuft, und wenn er dann ganz voll ist und heim kehrt, dann stinkt er wie ein faules Aas; aber kaum hat er den Rausch ausgeschlafen, so geht er schon wieder zum Branntwein, wo ihn schon andre Trunkenbolde erwarten, mit denen bringt er unser Hab und Gut durch, und ich muß mit meinen kleinen

Kindern hungern, daß uns kaum die Haut mehr über den Knochen hält; auch verschwindet mir nach und nach aller Hausrath, so daß ich bald nichts mehr als die leeren Wände habe — d'rum sagt mir, werthe Frauen, und gebt mir einen Rathschlag, was ich anfangen soll.

Die fünfte Frau.

Mein Mann ist ein Spieler, und in allen bösen Schlupfwinkeln der Stadt wohl bekannt, die ein jeder rechtliche Mann sorgfältigst meidet; dort setzt er sich unter die bösen Buben hin, die ihn so fleißig rupfen, wie einen alten Hahn — dann kommt er ganz grimmig heim, flucht, daß der Erdboden krachen möchte, und wenn ich ein Wort d'rein rede, so schlägt er mich auf die grausamste Weise, jagt Knecht und Magd zum Hause hinaus; auch alle meine Kleider, das Zinn und Bettgewand hat er versetzt, daß ich schon auf dem Stroh liegen muß, und ich habe ihm doch viel Geld zugebracht, das er schon alles verschwendet hat. D'rum rathet mir, o liebe Frauen, was ich beginnen soll.

Die sechste Frau. (weinend)

Ach, meine Freundinnen! von euch allen ist doch mein Geschick das allerschwerste, denn was ihr fünf über eure Männer klaget, hat mein Mann allein an sich; er buhlt, ist eifersüchtig,

trinkt und spielt; er lügt und betrügt, stiehlt, und mag nicht arbeiten, ist grob und unzüchtig, und flucht wie ein Heide; mit der losesten und lüderlichsten Rotte ist er gut Freund, balgt sich herum, und wälzt sich im Gassenkoth, so daß ich meine, er werde einmal in solchem schändlichen Leben erstochen oder erschlagen werden, und weil ich weder Tag noch Nacht vor ihm Ruhe habe, und oft entlaufen muß, mein Leben zu retten, so wollte ich, daß er am Galgen hinge, möchte es mir schon ergehen, wie Gott will.

Die siebente Frau.

Damit ich nicht ganz ohne Klage über meinen Mann bleibe, so gestehe ich euch, wie mir oft bänglich ist, wenn mein Mann auf Messen und Jahrmärkten so lange über Land bleibt; sonst aber hält er sich in seinem Stande gegen mich als ein echter Biedermann, über den ich keineswegs zu klagen habe, zwar anfangs war er wild und strenge, doch habe ich ihm das durch Güte abgewonnen, und ihr, meine lieben Frauen, nehmt es euch zur Lehre, daß es thöricht ist, so laut zu klagen, wo es nichts hilft, indem man sich nur selbst zu Schanden bringt; viel besser ist es durch Verstand und Nachgiebigkeit den Mann von seinen bösen Wegen zurück zu führen und so sich das Geschick zu verbessern.

Der Wittwer und die drei Klagemänner.

Eines Tages ſtarb einem Manne ſein Weib, das ihn bei Lebzeiten gar arg gepeinigt hatte, ſo daß er vor lauter Gram über ihr ſtetes Keifen und Zanken kaum noch die Haut über den Beinen hielt; als man nun die Leiche zur Kirche trug, folgte der gute Mann auch in einem alten ſchwarzen Trauergewand, und that als ob ihm recht leid wäre; die Nachbarſchaft ging auch mit und beklagte ihn nach altem Gebrauch.

Da trat ein alter Nachbar zu ihm, und ſprach mit klagenden Geberden:

„Mein lieber Nachbar! es iſt mir herzlich leid, daß dir dein Weib geſtorben iſt.“

Der Wittwer.

Sie war gar ſchwach und verderben am Leibe, lag ſchier ein Vierteljahr auf dem Krankenlager; auch wurde ſie ſchon ſo dürr wie ein Jagdhund, und litt übergroße Marter, ſo daß ich froh bin, daß ſie es endlich überſtanden hat, denn ich konnte ihr ja doch nicht helfen; obgleich ich ihr in dieſer kurzen Zeit über dritthalb Pfund Arzneien gekauft habe, ſo war doch alles an ihr verloren; d'rum bin ich auch in meinem Leben nicht ſo froh geweſen, als nun, da ſie ihr Leid überwunden hat, und ich wollte nichts mehr fürchten, als daß ſie wieder lebendig würde, und noch mehr auf

Erden leiden müßte — so lieb war sie mir bei meinem Eid.

Der erste Klagemann.

O Nachbar! wie fromm und bieder bist du, daß du deiner Frau das ewige Glück vergönnst, und so frohen Muthes bist, weil sie endlich von ihrer Pein erlöst worden ist. Ich habe ein altes Weib zu Hause, die ist Tag und Nacht wunderlich, und seufzt und ächzt, läßt mich auch mit Husten und Räuspern nicht schlafen — wie wollte ich ihrs vergönnen, daß sie, gleich der deinen ihr schweres Leid überwunden hätte, denn mir wird statt ihr die Weile lang, daß sie so krank ist, und doch nicht sterben kann — je nun, ich muß einstweilen in der Hoffnung leben wie du, bis die Zeit heran kommt.

Mit diesen Worten endete der Nachbar seine Klage.

Am andern Morgen kam sein Schwager, beklagte seinen Unfall und bat ihn, er möchte es nicht übel deuten, daß er nicht mit dem Leichenzuge gegangen sey, weil er eben über Land gewesen sey.

Der Wittwer.

Mein lieber Schwager, das schadet nichts! es sind ja Leute genug mitgegangen, und ich muß dir sagen, daß in dem ganzen Jahr noch

keine Leiche so stattlich, mit aller Andacht und christlichem Gepränge begraben werden ist, als gestern mein Weib; das freut mich auch in der Seele, wenn ich der gestrigen Stunde gedenke, und ob es mich gleich über sieben Gulden gekostet hat, ihr eine so ehrliche Leiche auszurichten, so reut mich doch kein Heller, und es hat mir niemals um ein Geld weniger leid gethan; ich hätte es schon längst gern gethan.

Der zweite Klagemann.

Ach! mein Weib ist so voll Hoffart, und denkt nur auf Pracht und Verschwendung, daß ich wohl gern sieben Gulden geben wollte, wenn sie auf dem Kirchhof neben der deinigen eben so stattlich begraben läge; gern wollte ich ihr auch einen Grabstein setzen lassen, und jedem Schüler einen Dreier zu ihrem Gedächtniß schenken, und es sollte mich, gleich dir, kein Heller reuen, was es auch kosten würde, so lieb hab ich mein Weib und so würdig wär sie schon längst so ehrlich in der Erde zu liegen, was ich ihr auch von Herzen gönnen wollte, daß die zwei Schwestern wieder je eher je lieber beisammen lägen; am liebsten wäre es mir, wenn es noch heut geschähe, denn es ist eine wie die andre.

Mit diesen Worten schieden die beiden Schwäger; aber am dritten Tage kam sein eigner Bruder, ihm sein Beileid zu bezeugen und sprach:

„Ich bin eben zu Würzburg gewesen, als dir dein Weib verschieden ist; dieses thut mir herzlich leid, und ich will auch ganzer sechs Wochen lang ein schwarzes Gewand tragen, um meine Traurigkeit anzuzeigen.“

Der Wittwer.

Ey! es ist nicht nöthig, daß man Trauer um sie tragen soll, daß sie gestorben ist, denn sie war elend am Leibe, und nahm ein so schönes Ende, daß es mich von ganzem Herzen erfreut, und wer wollte darum traurig seyn? O Bruder, hättest du ihren Tod gesehen! und ich hoffe wohl, sie sey gerade in den Himmel gefahren, denn ich wollte nicht, daß sie wieder käme, weil es ewig Schade wäre, wenn man sie der Freude beraubte, deren sie dort oben theilhaftig wird. O Bruder! hilf mir danken und lobpreisen, daß sie der Tod gen Himmel geführt hat, den ich ihr längst gegönnt habe, obwohl sie mir wenig Gutes that, als sie noch auf Erden lebte; damals hatte sie mich sehr verachtet, und gleich einem Oelgötzen behandelt, so daß ich weder sie herab wünsche, noch auch zu ihr hinauf begehre, und so lieb ist mir meine Frau, daß ich ihr die Freude allein gönne und sie gar nicht d'rin stören will.

Der dritte Klagemann.

Nun, so will ich auch frohen Muthes seyn und weil ich meinem Weibe auch alles Gute gönne, so möchte schon der heilige Tod auch kommen und sie von diesem Erdreich nehmen, daß er sie in den Himmel zu der deinen führe; ich wollte mich auch gar nicht darüber grämen, und so wenig Leid tragen als du, wenn sie dort in ihrer ewigen Ruhe lebte, und alles Erdenleid ihr überwunden wäre; gar gern bliebe ich allein auf Erden, und wenn sie wieder herab kommen wollte, so würde ich wünschen, sie möchte noch höher droben seyn, so große Liebe trage ich zu ihr.

Der Wittwer.

Ich merke wohl an dir, dein Weib könnte dir nicht lieber seyn, und du hast sie so lieb als ich die meinige — d'rum sage mir, wie soll ich mir die Zeit vertreiben, daß ich nicht zu viel Betrübniß erdulde?

Der dritte Klagemann.

O mein Bruder! wir wollen zu Weine gehen, und nach altem Gebrauch die Seele vertrinken; wie dir jetzt, so hoffe ich wird mir kommendes Jahr zu Muthe seyn, und wenn meine Alte zum Himmel fährt, so komm zu mir und tröste

mich, daß ich nicht auf den Boden steige, und mich vor Herzleid erhenke, rede mir zu, daß ich mich fasse und lieber eine zweite nehme. Nun aber wollen wir deine verstorbene Frau in Ruhe lassen, und uns lieber morgen früh um eine andre umsehen, die dir mehr Liebes und Gutes erzeugen mag, daß du dich mit der neuen Frau ob der alten tröstest.

Die neun traurigen Wanderer.

I. Der Karrenführer.

Wer den Karren des Weges lang führt, dem ist Mühe und große Arbeit beschert; bald bricht ihm dies bald das, und was er auf der Straße mit dem Karren verdient, das bringt er im Wirthshaus wieder an, und bleibt ewig ein blutarmer Karrenführer.

II. Das Weib.

Das zweite Elend in der Welt ist ein Weib, das allein herum geht; denn sie ist blöde und schwach, und muß immer langsam hinter d'rein gehen. Im Wirthshaus erleidet sie auch viel Ungemach, und ein jeder Narr will bei ihr liegen.

III. Der Handwerksgesell.

Wenn der sich zuerst auf die Wanderschaft begibt, so ist er des Laufens ungewohnt, und geht sich gar bald den Wolf, kriegt Blasen an den Füßen und muß lange auf der Straße liegen bleiben, bis er sein Geld verzehrt, das er sich früher mühsam erspart hat.

IV. Der Bote.

Der weiset jedermann den nächsten Weg und Steg, und führt die Reisenden darauf; doch wird er auch müde wie andere Leute, und das Botenlohn geht ihm für den Labetrunk hin, so daß der Wirth den besten Nutzen davon hat.

V. Der Krämer.

Der muß seinen ganzen Kramschatz auf dem Rücken tragen, und sich wohl versehen, daß ihn die Beutelschneider nicht überfallen, und gar zum Bettler machen; alle Kirchweihen und Jahrmärkte muß er durchrennen, und doch verzehrt er oft den Gewinn und das Gut, wenn er zu lang im Wirthshaus bleibt.

VI. Der Mönch.

Wenn ein armer Pater für das Kloster sammeln geht, der findet oft harte Bauern, die ihn

gar nicht nach Würden ehren, und mit bittern Worten weiter senden.

VII. Der Bettler.

Wo der in ein Dorf eingeht, da thun ihm die Hunde viel zu leide; im Winter hat er ein zerrissenes Gewand, und wenn er sich ein Stück trocknes Brot aufspart, so fressen es ihm bei Nachtzeit die Mäuse aus dem Sack.

VIII. Der Reuter.

Der trägt Stiefel und Sporn und ein Schwert, wenn er aber zu Fuße durchs Feld traben muß, weil er kein Geld noch Pferd hat, und kein Wirth ihn herbergen will, da thut ihm das Gehen doppelt weh, dessen er gar nicht gewohnt war.

IX. Der Landsknecht.

Der hat auch wohl wenig Freude, und wenn er kein Geld hat, wird er nirgend gern gesehen, wo er auch einkehren mag; laufen muß er immer wie ein Pferd, und wenn er im Kriege eine Beute macht, so muß er sie oft mit der Haut bezahlen.

Der faule Lenz.

Eines Tages im Maymonat ging ich hinaus durch den Erlensteg, da ritt ein Hauptmann daher, der saß auf einem Esel, und sah mich ganz schläfrig an; ein Küssen war sein Sattel und sein Bart und Haar hing voll Stroh, voll Federn sein Rock — der fragte mich, wohin ich ginge?

„Von Nürnberg her" antwortete ich ihm.

Da fuhr er fort, und fragte mich wieder, wo er Knechte auftreiben könne, weil er wohl ein Fähnlein oder zwei aufzustellen gesonnen sey, von allerhand Leuten, Männern und Frauen, Herren, Mägde und Knechte, Mönchen und Nonnen, jung und alt, schön und häßlich und von Nahe und Ferne.

Ich aber frug:

„Wer ist denn dein Herr, für den du werben willst?"

Da entgegnete er:

„Ich bin es selbst."

Ich aber fuhr zu fragen fort:

„Sag mir doch an, wer du eigentlich bist."

Da sprach er behende:

„Wisse, ich bin der faule Lenz, der alle Arbeit scheut, und ich ziehe in dem Land herum die Leute auf, die mir dienen wollen"

Ich.

Und was willst du mit ihnen anfangen.

Der faule Lentz.

Sie müssen mir helfen, den Sommer hindurch schwärmen und den faulen Berg stürmen, der hinter Pfingsten liegt.

Ich.

Sag mir, um welche Zeit wirst du zu Felde liegen?

Der faule Lentz.

Drei Monate währt mein Feldzug, nämlich den Brachmonat, Heumonat und den Augustmonat dazu.

Ich.

So sage mir doch an, was du in diesem Feldzuge erobern willst?

Der faule Lentz.

Du frägst zwar sehr viel, doch will ich dirs nicht bergen — erstens müssen die Reichen diese drei Monate spazieren gehen, in die Gärten reiten und fahren, auch im Wildbade viel Geld ausgeben, die Lust, Ruhe und Schatten aufzusuchen, ob daheim ihr Handel und Gewerbe ab-

oder zunehme; die Gelehrten ruhen von ihrem vielen Studiren aus, und wenn sie noch etwas lesen, so schlafen sie darüber ein — denn das viele Lernen schadet dem Hirn und der Gesundheit; die Handwerksleute sollen vollauf leben, des Abends früh schlafen gehen und morgens langsam wieder aufstehen; dann gehen sie auf eine Suppe und trinken allerhand wohlschmeckende Getränke; später spazieren sie am Saumarkt herum, bis der Mittag heran kommt, und wenn sie sich den Magen recht angefüllt haben, legen sie sich wieder nieder ein paar Stunden zu rasten; am Abend gehen sie zum Wein und füllen sich gleich den Säuen an, und so geht es die ganze Woche fort, ohne daß einer nach seinem Haus oder seiner Werkstatt frägt, bis die drei Monate vergangen sind; auch die Bauern sollen diese drei Monate lang den Sonnenschein fliehen und bei gutem Bier im Schatten liegen, auf alle Kirchweihen rennen, und sich mit Fressen und Saufen anfüllen; alle Gesellen und Knechte, welche mir zu dienen gesonnen sind, sollen alle Montage feiern, vor dem Thore herumziehen, Nachmittag spielen und zechen, und erst am Mittwoch nach Hause gehen, wo sie dann recht liederlich nähen, schmieden, feilen und drechseln, mahlen, weben und backen, so daß ihrer vier ein einziges Tagwerk verrichten, auch bei weniger Arbeit lange im Bett liegen, und wenn sie der Meister strafen

will, sollen sie nur aufstehen und wandern, alle Tage zwei Meilen, die Kleider verkaufen und verzehren und dann in Krieg gehen. Mit den Weibern und Dirnen hat es wieder eine andere Bewandniß; die müssen recht lang schlafen, dann sich unreinlich und lüderlich anziehen, mit dem Hemde die Zähne putzen, am Plaudermarkt fleißig klatschen, und beim Rocken einschlafen; drei Tage an einer Spule spinnen, und das Kraut im Topfe anbrennen lassen, heimlich fressen und saufen, und die ganze Woche kein Zimmer auskehren, noch weniger etwas waschen und höchstens alle drei Tage einmal das Bette machen. — So habe ich dir die Kriegsartikel des faulen Hausens hergesagt, von dem ich der Hauptmann bin, und diese müssen sie mir zuschwören, ehe ich sie unter mein Fähnlein aufnehme. Faulheit ist die erste Tugend, und der faulste wird die Fahne tragen; aber alle, so gern arbeiten, die werden alsogleich ausgemustert.

Ich.

Aber wo wirst du wohnen, und in welcher Herberge deine Knechte einschreiben, denn dir wird Jung und Alt schaarweise nachlaufen?

Der faule Lenz.

Draußen in Schweinau wohne ich, und dahin mögen Herren und Frauen, Knechte und

Mägde zu mir kommen, da finden sie Geld und Bescheid.

Ich.

Sage mir doch, von wannen bist du, und womit wirst du deine Knechte bezahlen?

Der faule Lenz.

Ich bin vom Bettelberg zu Hause, und dort will ich im Winter alle versorgen, die den Sommer mit mir ziehen; dort zahl' ich jedem, was er sich selbst verdient; sie bekommen ein mangelfarbnes Gewand, können zu Fuße gehen, und essen, wenn sie was haben, legen einen ausgeruhten Arm auf ein hungriges Gedärme, und schlafen um die Wette auf einem Strohlager; diese Freiheit haben sie für ihre geleisteten Dienste, und wenn sie auch alt und krank sind, so können sie doch ihre ganze Lebenszeit mit mir faulenzen, mit dem faulen Hansen einherziehen, und den faulen Berg stürmen.

Der redende Gulden.

Als ich von Nürnberg gegen Wien wanderte, kam ich auch zum Kahlenberge, von dem ich schon in meinen jungen Tagen hatte viel sprechen gehört, daß darauf ein Schloß sey, von Heiden

stark und groß erbaut, doch jetzt öde und zum Theil zerstört, darin sollten seltsame Gespenster und allerhand wunderbare Dinge zu sehen und zu hören seyn; weil ich aber so nahe dabei war, so ging ich hinauf in das alte Gemäuer, und wie ich so droben hin und her ging, sah ich im Koth und Kohlenstaub einen rothen Gulden liegen; aber als ich mich bückte, ihn aufzuheben, fing er mit menschlicher Stimme zu reden an, und sprach folgende Worte:

„Ach laß mich liegen, ich bitte dich darum.“

Ich erschrack sehr und sah mich rund um, wer so spräche; da fuhr er fort:

„Ach laß mich liegen und geh von hier, was könnte ich dir auch nützen.“

Da sah ich, daß es der Gulden war, der mit mir sprach, und entgegnete:

„Du mußt mein Schatz und Eigenthum seyn.“

Er aber erwiederte:

„Vielleicht bring ich dir Noth und Unglück, wie ich schon manchem gethan habe.“

Und als ich ihn aufhob und einstecken wollte, da rief er kläglich:

„O läge ich viel lieber tief in der Erde vergraben! wie viele Herren sollen mich noch besitzen und hart peinigen und quälen?“

Ich aber erwiederte:

„Nun sage mir an, wie viele Herren du gehabt hast, und welche Marter und Plagen du

von ihnen erlitten hast, das wollte ich gar zu gern hören.“

Und er antwortete mir:

„Es sind ihrer so viele, daß ich sie gar nicht alle herzählen kann; doch will ich dir etliche nennen, damit du erfahrest, was ich alles erlitten — d'rum höre von meiner Entstehung: als Erz lag ich lange im Berg vergraben, bis mich die Bergknappen und Buben mit scharfen Eisen herausgruben; dann wurde ich mit großen Hämmern geklopft, im Feuer geschmolzen, daß ich floß, geschieden und probirt und auf mancherlei Art und Weise gequält, bis ich endlich das Eigenthum eines Bergherrn wurde, der machte einen Petschier-Ring aus mir. O, mein lieber Gesell! wenn ich dir sagen sollte, was für Schalkheit ich verschließen mußte: welche Untreue, List und Lügen er gegen Höhere und Niedere ausübte, so daß es mir gar leid und wehe that! — Als er starb, wurde ich zerbrochen und fiel als Erbtheil seinem ältern Sohne zu, der aus mir einen gewundenen Ring machen ließ, und solchen seiner Braut an den Herzfinger steckte; da lernte ich die weibliche Hoffart und Prunksucht recht kennen, und hatte keinen Augenblick Ruhe, denn das Fräulein trug mich überall zur Schau, es sey auf der Straße oder in den Kirchen, so daß ich mich recht schämte, also der weltlichen Eitelkeit dienstbar zu seyn; bald aber

ging sie mit Tod ab und vermachte mich in ein Kloster, wo ich so lange auf dem Altar hing, bis eine arge Kriegsflamme entbrannte, und man mich in eine Stadt trug, wo ich vermünzt wurde; man schrotete und zerschlug mich, und ich ward ein guter und schwerer Gulden — wollte Gott, daß ich noch so wäre? — Dann brachte man mich in den Fürsten Schatz, woraus ich mit vierhundert meiner Kameraden einem Finanzer zu Theil wurde, der unser achtzig aussonderte, die einen Ausschlag hatten, und aus selben eine goldne Kette machen ließ; aber der Goldschmidt, der auch zum Finanzen Lust hatte, behielt das gemünzte Gold, und nahm andres mit Zusatz, woraus er die Kette schmiedete. Zwölf Jahre laz ich in dem Schatz des Juweliers, dann wurde ich einem Wechsler zu Theil, der wog und probirte mich, und lobte mich, daß ich viel am Strich hielte; von ihm kaufte mich ein Alchimist um theuern Preis, der legte mich in ein Etzwasser, das mich gar bitter und herb erschreckte, mir auch viel am Gewicht abging, doch blieb ich noch immer viel schwerer als man jetzt die Gulden macht. Der Goldmacher schob mich einer Bäuerin zu, die mich unter die Erde vergrub, und einen großen Stein auf mich legte, und mit großer Sorgfalt kam sie alle Tage zu mir, ob die Erde nicht umgewälzt worden. So lag ich mit meinen Gesellen bis dreißig Jahre, verlor

die Farbe und verschimmelte, weil ich gar keine Luft haben konnte, bis endlich die alte Bäuerin starb, und ein Schatzgräber nach uns grub, und nach vielen Beschwörungen aus der Grube wieder ans Tageslicht brachte; aber ehe ein Vierteljahr vorüber ging, hatte er von uns allen keinen einzigen mehr. Ich war der letzte von meinen Kameraden, und fiel einem Schuster zu, der erfreute sich sehr über mich, und hob mich zwei Jahre wohl auf; aber zu groß war der Hause Kinder, und der Verdienst zu klein, auch trank er gern Bier und Wein, und konnte mich nicht länger erhalten, d'rum gab er mich seinem Knecht zu wechseln, der hatte eine gar große Freude über mich, sprang so fröhlich herum und jubelte, so daß ich meinte, er werde mich gar nicht mehr weggeben; aber wenn er zum Trinken kam, so vergaß er meiner gänzlich, auch feierte er gern den blauen Montag im Wirthshaus und beim Spiel, so daß ich ihm in vierzehn Tagen feil wurde, und dem Meister wieder anheim fiel, der mich aber am Montag einem Lederhändler gab, und von dem kam ich zu einem Kaufmann, der jenen mit schlechter Waare betrogen hatte, gleichwohl mußte er ihm solche für gut bezahlen, und dem wurde ich mit andern Münzen zu Theil, die er sammelte und zusammensparte, weil das Gold im Werthe stieg; aber als er drei tausend Goldgülden gesammelt hatte, reiste er auf die

Leipziger Messe, und wurde unter Weges von den Beutelschneidern gefangen, die ihm alles abnahmen, und so kam auch ich in der Räuber Hand, die waren eine gar arge Rotte, und ich litt vieles Kreuz bei ihnen, doch gaben sie mich bald bei einem Wirthe aus, der eben der Köchin ihren Liedlohn zahlen mußte, und mich, den er so eben erhalten, wieder hingab. Die Köchin hielt mich gar lieb und werth, wickelte mich in ein seidenes Tuch, und kam (fünf Jahre lang) alle Tage mich anzuschauen und sich an mir zu erfreuen; aber endlich ließ sie sich eine neue goldene Haube machen, und da mußte sie mich hervorsuchen, und dem Gewandschneider geben, der mich sorgfältig bei vielem andern Gelde verwahrte, und mit böser Ahnung und großer Angst von dannen zog; auch kam er nur wenige Tage darauf in den Spessart, wo er von den Spitzbuben erschlagen und ausgeraubt wurde. Das Geld wurde getheilt, und ich kam auf die Beute des einen Mörders, der nähte mich in einen Ermel; aber wie sich das Glück umdreht, so geschah es, daß er gefänglich eingezogen und zum Rade verurtheilt wurde. Ich fürchtete mich sehr, der Henker würde mich stoßen, aber der zog dem Verurtheilten sein Wamms aus und reichte es seinem Knechte hin, der nicht gedachte, was darin sey, und die Jacke am Tändelmarkt verkaufte; von dort kam ich zu einem armen Bet-

telmann, der trug mich sieben Jahre am Leibe, ehe er meiner inne ward, bis er eines Tages sein Gewand durchsuchte, und mich vernäht fand; der bewahrte mich und brachte mir bald mehre Kameraden, weil er sich gar kläglich anzustellen wußte, daß selbst die härtesten Gemüther ihm eine Gabe nicht abschlagen konnten; aber endlich ward er im Ernste krank, und im Spital wurde ich ihm von einem Diebe gestohlen; dieser verbarg mich bald unter das Dach, bald unter die Treppe, bis er mich eines Abends verspielte, und ich so aus eines Schelmen Hand zu einem noch ärgern Gauner kam, der mich als Lockvogel gebrauchte, durch meinen Goldschein die Thoren zu fangen; doch gab er mich endlich einem Landpfarrer hin, von dem ich zu einer alten Bäckerin kam, die hielt mich sehr in Ehren, wickelte mich mit vielen andern meines Gleichen in einen alten Fetzen, und trug mich stets am Leibe, wo mir nicht wohl zu Muthe war; endlich nachdem sie trotz Hunger, Durst und großem Frost sich nicht von uns scheiden wollte, verlor sie mich als sie zur Kirche ging — da wurde die Alte schier unsinnig, und weinte ein ganzes Jahr um mich, den mittlerweile ein armer Hirt gefunden hatte, der war noch nie so reich gewesen, und dankte Gott, als er mich aufhob, dann trug er mich in die Stadt zu seinem guten Freunde, der mich ihm nach Recht und Gewissen auswechselte,

daß es dem armen Mann zu Gute kam, und mich der fromme Mann behielt, der weder karg noch allzufreigebig war, sein Geld zu Rathe hielt, wie es einem ehrbaren Bürgersmann geziemt; er hatte Freude, wenn er Geld verdiente, doch hing keineswegs sein Herz daran, und er hatte uns wie andern Hausrath lieb, wo ich auch in seiner Kasse dreizehn Jahre lang blieb, bis endlich eine große Theuerung auskam, da trug mich mein Herr mit sieben andern zu einem Wucherer, und erhielt für uns mit großer Bitte einen Scheffel Korn, womit er von dannen ging. Ich Armer meinte, ich sey verloren, als ich die große eiserne Kiste sah, worein uns der Wucherer zu vielen tausend zusammengepreßten Goldgülden warf, und mit mehrern Schlössern verschloß. Zehn Jahre hütete er uns und hatte von so großem Reichthum weder Freude noch Gewinn, und gar oft hörte ich in der Nacht den Filz sich grämen und jammern, wie er noch mehr zusammenscharren wolle, bis endlich der Tod dem Spiel ein Ende machte, und den geizigen Thoren mit sich nahm. Als er gestorben war, da meldeten sich zu seinen Erben zwei Söhne, und zwei Eidame fingen mit ihnen Prozeß an, so daß die Gerichte große Summen von ihnen erhielten. Bei den Söhnen ging es an ein Bankettiren, Schmausen und Schlittenfahren — da wurden viele Schmarotzer ernährt und wohl gefüttert, so daß

in kurzer Zeit das große Gut verthan war, als hätte man es mit dem Besen hinweggekehrt; auch ich fiel einem Schmarotzer in den Beutel, der sonst immer leer zu seyn pflegte; wo er einen Pfennig ausgab, mußte ich mich immer sehen lassen, als hätte er meiner gar viele, und bei ihm wurde mir auch nicht wohl zu Muthe; aber ein alter Mann hatte ihm Geld geliehen, der zog ihn vor Gericht, und erhielt mich, wo ich abermals ein Jahr und drei Monate blieb, bis der Alte nach Rom reiste, um Ablaß zu holen, und ich in die geistliche Kasse kam, von wo mich ein spitzfindiger Hofmann erhielt, der mich oft besichtigte und wog, und zu andern Geldstücken in den Kasten sperrte. Endlich, als man Rom stürmte und einnahm, wurden wir dem Kriegsvolk verrathen, und ich die Beute eines Hauptmanns, der das Geld gar wenig achtete und weggab, als wäre es Spreu; ehe er den teutschen Boden wieder erreichte, bekam er die Ruhr und starb arm und elend hin, weil das Geld hinging wie es hergekommen. Ich armer Gulden wurde seinem Arzt zu Theil, welcher der allerhärteste und mäßigste Mann war, den ich jemals gesehen; dieser gab mich seinem ältesten Sohne, er sollte auf der hohen Schule studiren; aber der Jüngling thät nur den Weibern den Hof machen, und schenkte mich einer frechen Dirne — da sah ich alle Tage und Stunden,

wie sie die Männer zu äffen verstand und keinem mehr treu und hold war, als er Gut und Geld hatte; so er dies aber verthan, so ließ sie ihn wandern. Mich trug sie erst am Halse um die Männer anzulocken, dann gab sie mich einem alten Weibe für Hausgins, und als diese Alte starb, vermachte sie mich in ihrem Testamente mit noch 99 andern einem listigen Manne, der wohl zu heucheln und zu schmeicheln verstand, sie auch oft zu Gaste geladen, und ihre Verwandten gingen leer aus; aber wir blieben nicht lange bei ihm, denn er fing an, ein Haus zu bauen, was ihn nachher oft gereute, weil ihn die Arbeitsleute sehr betrogen und um vieles Geld brachten. Da ward ich einem faulen Taglöhner zu Theil, der sich aber auch nicht lang meiner erfreute, sondern mich in Sommerbier vertrank. Der Bierbrauer gab mich um Gerste einem gar stolzen Bauersmann hin, der ganz übermüthig war, ob des vielen Gold und Geldes, so er aufgehäuft hatte; er fing überall Hader und Zank an, und erschlug endlich gar einen beim Tanz, und ward um des Todschlags willen verhaftet. Ich ward dem Edelmann zu Theil, der bohrte ein Loch durch mich und hing mich an eine goldene Kette; aber da er wohl edlen Stammes, doch gar arm war, so trieben ihn die Schuldner wohl in die Enge, bis er am Ende die Kette und mich an einen Juden verpfändete — dort

erlitt ich erſt die gröſste Marter, denn der Jude beſchnitt mich ringsherum, als wollte er mich zu ſeines Gleichen machen, und dann rieb er mich wieder mit Ohrenſchmalz, und verwechſelte mich an einen Mordbrenner, der war einer der ſchlimmſten Spitzbuben, und brannte in kurzer Zeit gar viele Gebäude ab, doch endlich wurde er gefangen und zum Feuertode verdammt, da glaubte ich, es würde mein letztes Ende ſeyn, weil ich in des Böſewichts Bruſtlatz verſetzt war; aber er ſchenkte mich dem Mönch, der ihm noch die Beichte hörte, und dieſer verbarg mich mit groſser Sorgfalt bald in ſeiner Kutte, bald hier, bald dort, daſs mich der Guardian nicht finden ſolle; endlich lief er mit mir davon, und gab mich einem Trödler um einen weltlichen Rock hin. Vom Trödler bekam mich ein Kornhändler für Getreide, und da wäre ich bald verbrannt worden, weil ich viel zu geringe an Gewicht war; aber nach drei Tagen wurde er krank, und ſchickte mich zum Pfarrer, ſeiner armen Seele im Gebet zu gedenken, und heilige Meſſen für ihn zu leſen, welcher mich gar ſehr liebte und oft griff, ob er mich noch habe; aber eines Tages ging er zu dieſem öden Gebäude ſpazieren, da war ihm ob des Bergſteigens warm geworden, und er zog das Schnupftuch heraus, ſich den Schweis abzutrocknen — mich ſchleuderte er in den Schutt, und ich verſteckte mich ſorgfältig

unter die Asche, Staub und Kohlen, daß er mich nicht liegen sehe; als er aber heimgekommen ist, soll er seine Köchin sehr geschlagen haben, vermeinend, daß sie mich ihm entwendet. Siehe! so habe ich dir in Kurzem all' meine Herren angezeigt, welche ich in 80 Jahren gehabt, und all' das Leid, so ich erfahren; d'rum laß mich liegen, wenn du klug bist, denn es möchte dein eigner Schade seyn, weil ich schon viele in Sorge und Angst geführt und auch viele zu Schelmen gemacht."

Ich entgegnete:

„Wie bist du auch gar so furchtsam! Diogenes sagt wohl mit Wahrheit, das Gold sey bleich, weil es so viele Feinde habe, die ihm heftig nachstellen. Alle brauchen dich, doch einer nicht auf dieselbe Weise wie der andere; d'rum gibt auch der Weise Epimenides von dir also Bericht: Gold ist dem Geizigen eine Pein, aber dem Milden eine Zier und dem Verräther ein Todschlag! Aus dem kann man schließlich merken, das Gold sey weder böse noch gut, und es liege allein an dem, der es gebraucht; der eine erhält dich durch böse Tücke, und eines andern Unglück, er verschließt dich thöricht, und verstehet deiner nicht zu genießen, oder er verschwendet dich unnütz, sein Leib und Leben damit zu schänden; ein andrer erhält dich mit Recht, und du, Gold, mußt sein Knecht bleiben und ihm zu Ehren, Nutz

und Frommen dienen, wie es auch in der Regel seyn sollte."

Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein.

Vor Jahren, als ich in Welschland mit dem kaiserlichen Heere bei der Stadt Genua lag, da ging ich am Meere spazieren, den Hafen zu beschauen, und kam an einen wüsten Ort, der ganz mit Dorngesträuchen verwachsen war, darin sah ich ein Häuschen aus edlen Weinreben gar zierlich erbaut, und das hing voll Trauben von grün, roth, weiß und blauer Farbe; aber als ich ganz nahe schlich und hinein schaute, da sah ich auf einem Stein den Gott Bacchus sitzen, der war ganz nackend und mit einem Rebenkranz geschmückt, vor ihm stand eine Schale mit rothem Wein und viele Becher waren auf dem Tische gestellt; er hatte den Kopf in die rechte Hand gestützt und sprach kein Wort. In demselben Augenblick erhob sich im Meere auf einem Muschelschiff der nackende Gott Neptun mit seinem dreizackigen Zepter; der landete am Gestade, ging zwischen das Gebüsch, trat vor das Rebenhäuslein und übergoß es ganz mit einem starken Wasserstrudel, den er aus seinem Munde heraussprudelte, gleich einem starken und heftigen Platzregen. Bacchus schrie laut auf, und alsbald er-

schien Gott Jupiter vom Himmel auf einem Adler, und setzte sich vor das Häuslein; ich aber schmiegte mich neugierig in das Gesträuch wie eine Maus, um zu sehen, welches Wunder hier geschehen werde. Jupiter ging mit göttlichen Geberden zu Bacchus in das Häuslein, und sprach:

„Du Gott des Weines! warum schreiest du, als ob du schon halb ertrunken wärest?"

Da entgegnete Bacchus:

„Höchster Gott! ich klage über den Neptun, der mich Tag und Nacht verfolgt, und lieber gar von der Erde vertreiben möchte, weder in Häusern, noch in Kellern oder Fässern, nirgend habe ich Ruhe vor ihm, und er sucht überall mich zu verwässern und mir meine Kraft und edlen Geschmack zu rauben."

Neptun. Höre auch mich, o Gott der Götter! Ich werde von Bacchus stets verachtet und mit bitterm Spott ausgehöhnet, als sey gar nichts Edles und Gutes an mir; und ich bin doch von Gott in allem Anfang geschaffen, daß ich meinen Gang auf der Erde habe, und bin eines der vier Elemente — schau an das große Meer, in dem das Erdreich schwebt, und alles, was darauf lebend ist; d'rum bin ich mächtiger, als wenn deiner zehn tausend wären — und du bist an wenigen Stellen zu finden, wirst von Menschenhänden mit großer Arbeit mühsam erbaut.

Bacchus. Wisse, daß auch mich Gott im Anfang erschuf, denn wie hätte mich sonst Noah finden können? und ich habe mit meiner Hand im Lande der Griechen den Wein gepflanzt; darnach ist er, wie jedermann bekannt, in alle Welt versetzt worden, und wenn dieses mit mühsamer Arbeit geschieht, so bin ich d'rum nicht zu verachten, sondern ehrwürdig und über dir, weil Christus selbst sich mit dem Weinstock vergleichet und den Wein in sein heiliges Blut verwandelt hat; du aber bist trübselig und stinkend, und gar sehr fehlt es dir an Reinlichkeit – ich bin erst grün und gelblich von Farbe, aber wenn ich in der Gährung allen Unlust ausgeworfen, so bleibe ich so rein und lauter wie ein Carfunkel.

Neptun. O Wein! wie dunkel ist deine Reinheit, da man in dich viel Unreines und Verderbliches zu mischen pflegt: Schwefel und Branntwein, Weidaschen, Holler, Scharlachkraut und vielerlei gefährliche Dinge, aus welchen mannigfaltige Uebel und Krankheiten entstehen, welche die Menschen verderben und vor der Zeit ins Grab bringen; auch wirst du oft kanig und sauer, daß du weder Menschen noch Vieh was nütze bist; wirst man aber gleich viel Unflaths in mich, so kann ich doch allen verzehren, und wenn ich über den neunten Stein herabstürze, so bin ich wieder lauter wie Kristall, d'rum bin ich viel reiner als du.

Bacchus. Sieh, in mir wachsen die Hefen und der gute Weinstein, die beide dem Menschen so sehr zu Gute kommen, in dir aber findet sich nicht viel Nützliches, nur Ungeziefer und schädliches Gewürm, giftige Thiere von mancherlei Gestalt: Schlangen, Frösche und das Krokodill.

Neptun. Jetzt will ich dich bald zum Schweigen bringen — in mir entstehen mannigfaltige Edelsteine, Korallen, Gold und feine Perlen; ferner Krebse und kostbare Fische, die eines Herrn Tisch mit vielen wohlschmeckenden Speisen besetzen.

Bacchus. Wo Kaiser, Könige und Fürsten an einer Tafel sitzen, so begehren sie alle nach mir, und würden an all' deinen Gerichten wenig Gefallen finden, wenn ich nicht auch dabei wäre.

Neptun. Das ist nur eine Einbildung, denn man kann auch aus mir viel gute und wohlschmeckende Getränke sieden, als Meth und Bier, die ebenfalls des Menschen Herz erfreuen; darum kommt Trank und Speise aus mir, und man kann mit mir allein den Durst löschen. Sag an, Bachus! was nützest du mehr?

Bacchus. In meinen eingemachten Weinbeeren liegen viel Kräfte verborgen, auch macht man aus mir köstliche Latwergen und aus süßem Weine werden Suppen, Gemüse, Sulzen und allerhand Labung bereitet, ferner Essig und heil-

ſame Säfte zu Arzneien. Sag an, Waſſer, wo du ſolche Kräfte offenbarſt?

Neptun. Alter und Jugend muß mir Zeugniß geben, daß meine Kraft über den Wein geht, denn ſie treibt Hämmer und Mühlen; ich trage die großen Kaufmannsſchiffe mit allen Gattungen von Waaren; man nützt mich zum Waſchen, Baden und Spülen und bei allen Sachen, die man auf Erden anfängt, bin ich das erſte und wichtigſte. Aus mir kommt manches edle Wildbad, ſo alle Schaden heilt; durch Regen und Thau mache ich die Berge, Wälder und Fluren grün, und nähre alles, was lebt. Wenn kein Regen wäre, wo blieben deine Reben, und müßten ſie nicht alle verdorren? In Summa, was lebt und Athem hat, kann meiner nicht entbehren, wohl aber deiner.

Bacchus. Du ſteckſt voll Falſchheit und Unglück; viel groſſer Schiffe tauchſt du unter, daß ſie mit Hab und Leuten zu Grunde gehen; deine Wolkenbrüche ſind fürchterlich, dein Ungewitter macht das Korn theuer, und dein Reif und Schnee bringt die Leute um, dagegen meine Gegenwart die Menſchen erfreut. Ich ſchärfe den Witz und die Vernunft, mache die Geſichter ſchön roſenroth, vertreibe Sorge, Angſt, Trübſal und Schmerz mit allem Unmuth aus dem menſchlichen Gemüthe; ich verbreite überall Freude und Kurzweil, und wo ich einkehre, da muß das Herz

fröhlich seyn — das kannst du, armes und kraftloses Wasser nicht.

Neptun. Du machst den Vernünftigen thöricht, den Friedsamen reizest du zum Zorn, den Verschwiegenen lehrst du schwatzen, führst den Keuschen zur Unzucht, den Reichen bringst du um sein Geld, den Gesunden zum schmerzlichen Todeslager, mit einem Wort, du erzeugst Armuth, Diebstahl, Ehebruch und Todschlag — viele große Männer sind durch dich gestorben, das ist deine Kraft und Macht, d'rum bist du auch von allen Weisen verachtet und nur der Thoren Huld ist dein Besitzthum.

Bacchus. Das ist nicht meine Schuld, wenn man mich unmäßig hinein gießt, und damit Sinn und Vernunft zerrüttet, worauf man in allerhand Uebelthat verfällt. Schon Paulus hat den Ueberfluß verboten, daß man nicht ohne Maß trinke; aber dann bin ich gewiß, daß man keines der Dinge in mir findet, die deine Bosheit mir andichtet, allein wenn du überhand nimmst, so verderbst du Land und Leute, überschwemmst Grund und Boden und nimmst Häuser und Vieh mit dir hinweg. In der Sündfluth hast du die Welt überschwemmt, dann den Pharao mit seinem Heer ertränkt, und bist daher den Menschen und Vieh viel schädlicher und gefährlicher als ich — d'rum o großer Jupiter

erkenne meine Kraft, und mache, daß mich der Wassergott forthin in Ruhe lasse.

Jupiter. Ich habe nun euer beider Klage, Antwort, Rede und Widerrede vernommen, wie von euch beiden gar große Kräfte ausgehen und viel Gutes kommt; deshalb bleibe ein jedes in seinem Gange wie euch Gott anfänglich schuf. Du Bacchus erfreue der Menschen Herz und Antlitz mit deinem süßen Most, aber du Neptun mische dich nicht darein, sondern bringe ihnen Krebse und gute Fische, und tränke alle Creaturen, wozu dich Gott erschaffen hat, so wirst du vom Bacchus unverachtet bleiben — Solches gebiete ich euch bei meiner Macht.

Und bei diesen Worten schwang der Adler sein Gefieder, Herr Jupiter saß auf ihm, und so schwebte er wieder durch die Lüfte hin nach seiner himmlischen Wohnung; Neptun sprang in das Wasser und Bacchus verschwand vor meinen Blicken, daß ich gar nicht wußte, wo er hingekommen sey. Da dachte ich mir:

„O Schöpfer! wie hast du alle Wesen so gut und adelich erschaffen, und nur der Mensch macht sie tadelhaft, indem er sie im falschen Wahn verfälschet und zum Ueberfluß und Unrecht anwendet; darob ergrimmt dann der Herr und braucht die Gabe, die er uns zum Wohl und Vergnügen gab, zu einer Ruthe, uns für unsern Mißbrauch zu züchtigen.

Kampfgespräch zwischen dem Sommer und Winter.

Einmal an dem Skt. Matthäus-Tag, als eben die Sonne in der Wage stand, saß ich allein und müßig in einem Lustgarten, ließ meine Augen auf dem schönen Grün ruhen, und hörte dem Gesang der kleinen Vöglein in den Aesten zu, da erblickte ich von ungefähr einen schönen Jüngling im Garten auf- und niedergehen; er war ungefähr zwanzig Jahre alt, von üppigem Wuchse, schön geröthet und von angenehmen Geberden; auf den bloßen Haaren trug er einen Kranz, von Veilchen, Lilien und Rosen; sein Gürtel war von Weinreben geflochten und allerhand Früchte hingen daran; er ging barfuß und nackend und trug einen grünen Ast in der Hand.

Ich kannte den Jüngling nicht und dachte: sollte dieses wohl Bacchus seyn? — Sogleich schlich zu der Thür des Gartens ein langer alter und ungestalteter Mann, eisgrau und mit langem zottigen Barte; seine Wangen waren hager und eingefallen und er ganz in Pelz und warme Gewänder eingehüllt; beide Hände hatte er in den Busen gesteckt und sah so uralt aus, als ob es der Gott Saturnus wäre, daß mir die Haut schauerte; der schaute durch den Zaun und sprach den Jungen also an:

„Höre, Sommer! nun mach' dich fort, denn deine Zeit iſt aus, und laß mich einſchleichen."

Der Sommer. Warum ſoll ich dir Platz machen, und wer biſt du alter froſtiger Mann?

Der Alte antwortete:

„Ich bin der Winter, d'rum weiche und räume mir den Garten.

Der Sommer. Ich ſoll dir weichen, du alter, grauſamer Winter! der du doch nur ein Feind alles Lebens und aller Geſchöpfe auf Erden, in der Luft und dem Waſſer biſt?

Der Winter. Du haſſeſt mich ohne Schuld, und doch hat mich Gott ſowohl als dich verordnet, der nie etwas Böſes gemacht hat; d'rum verachte mich nicht, der ich ſo gut bin als du, ſondern weiche mir, begib dich zur Ruhe, und laß mich in den Garten ein.

Der Sommer. Das kann nicht ſeyn! mein Werth iſt aller Welt bekannt; ich bin wohlſchmekkend und fruchtbar, bringe Wein, Getreide und Obſt, ja ich ſpeiſe das ganze menſchliche Geſchlecht ſammt allem, was Leben hat, dem gab ich ſeine Nahrung; du aber Winter bringſt keine Frucht, ſondern ſangeſt mit arger Kunſt alles aus, frißt und verzehreſt alles, was ich geſammelt und eingetragen habe.

Der Winter. Du biſt nicht klug, denn das Erdreich muß auch ſeine Ruhe haben, und kann nicht immer Früchte tragen, ja wenn ich

ein Jahr ganz ausbliebe, so würdest du ganz unfruchtbar werden; durch meine Kälte wird die Erde mürbe und fruchtbar gemacht, und ohne mich wärst du, o Sommer! verloren.

Der Sommer. Durch mich wird manches Geschöpf zum Leben geboren, Vögel und andere Thiere, d'rum bin ich wohl ein Brunn des Lebens; welches ist aber dein Ruhm, o Winter! der du viele Creaturen tödtest, lebendig in die Erde treibst — sage an, was du zu gebären vermagst?

Der Winter. Wenn du regierst, so erzeugst du viel Ungeziefer, die den Früchten, Menschen und Vieh beschwerlich fallen; als Schnecken, Käfer, Frösche, Mücken, Wespen, Heuschrecken und Spinnen; auch vieles Gewürme, schädliche und giftige Thiere aller Art: Kröten, Eidechsen, Ottern und Schlangen, die verjag' ich mit meiner scharfen Kälte, und wenn ich nicht wäre, sag' an, o Sommer! wie bliebe die Welt voll Ungeziefer!

Der Sommer. Meine Gaben sind doch schöner, denn durch mich kommen die schönen Blumen von allen Farben, viele Gewürze und Kräuter von edler Kraft, viel Blüthen mit süßem Geruch und Früchten; in Grün kleid' ich die Felder, ziere die Heide und den dunkeln Forst, weshalb die kleinen Waldvögel so gern und lustig singen. Welche Zier und Schmuck bringst du mit dir? Zu deiner Zeit hört man nur das Heulen der Wölfe und das furchtbare Käuzlein; du verwüstest die Sommer-

wonne und gibst dafür Reif und Schnee und schneidende Winde mit scharfem Frost.

Der Winter. Mit süßem Most erquicken sich die Menschen, auch fängt man im Winter gute Vögel auf Herden, Hütten und im Garn, darob lobt man den heiligen Martin, wenn solche gebraten auf den Tisch gebracht werden, denn ihren Gesang kann man wohl entbehren — d'rum bin ich holdseliger als du.

Der Sommer. In mir wohnt Freude und Ruhe, und allerhand Kurzweil. Jedes Herz erfreut sich, wenn man in dem schönen Garten sich ergeht, am kühlen Brünnlein sich erfrischt; in Bächen fängt man Krebse, in Weihern Fische, in der schönen Au üben die Jünglinge die Kräfte ihres Leibes, man jagt, schießt, tanzt und springt, und freut sich im Bade und auf der Kirchweihe; dich aber, Winter! flieht Mensch und Vieh, verkriecht sich hinter den Ofen, weil du gleich feindselig gegen Alt und Jung bist.

Der Winter. Mit nichten, denn auch in meiner Kälte waltet große Freude; da stellt man sich vor den Ofen, worein man Aepfel und Birnen brät— Abends sucht der Liebhaber sein Liebchen auf, Mägde und Knechte gehen in die Rockenstube, die Buben schleifen auf dem Eise und machen Schneeballen, und am heiligen Abend wird um Nüsse gespielt; die Bauern schlachten viele Schweine und fangen neue Wirthschaft und Hochzeit an; die Bürger fahren fleißig auf den Schlitten, und in der Fasnacht gibt

es gar drollige Mummereien und andre Kurzweil; d'rum bin ich auch die fröhlichste Zeit.

Der Sommer. Weit gefehlt! denn deine Tage sind kurz, und lang die Nächte, daß niemand Handel noch Wandel treiben mag; aber meine Taglänge ist zur Arbeit recht.

Der Winter. O! in meinen langen Abenden und Nächten kann man schon auch arbeiten, und Leute und Vieh sind im Winter gesund, hurtig und behende, daß man viel mehr als im Sommer zu Stande bringt.

Der Sommer. Das lügst du, denn deine scharfe Kälte greift Menschen und Vieh so sehr an, daß es ganz krank und matt wird; die Wege und Straßen verschneiest du, erfrierst die Brunnen und Bäche, die Flüsse und Seen, den Leuten Hände und Füße, und verdirbst und tödtest oft die Fische, die Bäume, das Getreide und den Wein; aber meine warme Luft ist hold und süß, und wo ich bin, da erfreut man sich meiner.

Der Winter. Meine Kälte ist wohl zu ertragen, und man kann sich vor ihr durch warme Kleidung schützen; aber du, Sommer, bist gar zu hitzig, du machst Faulheit und großen Schweiß, bringest viel Krankheiten ins Land und beraubest viele Leute ihres Witzes; du machst die Hunde wüthig und das Fleisch stinkend, das Bier und die Milch sauer; über dich klagt der Landmann, daß du ihm die Wiese und das Getreidefeld austörrst; Weiher, Bäche

und Brunnen trocknen aus, und solcher Bosheit kann man mich nicht anklagen, denn meine Kälte erhält das Getränk, Wildpret, Fleisch und Fische gut und frisch; deß kann ich mich wohl rühmen.

Der Sommer. Du bildest dir ein, daß du gar mächtig seyest, und wolltest dich über alles preiswürdig machen, doch bin ich es allein, worin mancher Fürst zu Felde zieht, seine Gezelte aufschlägt, und groſsen Sieg und Triumph gewinnt.

Der Winter. Rühmst du dich noch, daß du den bittern Krieg mit dir führest, der manches Mutterherz in groſses Leid versenkt; ich Winter vertreibe die wilden Kriegsleute, daß keiner im Felde bleiben kann, und mache mit Anstand Waffenruhe, daß das leidige Blutvergieſsen ein Ende hat, und Land und Leute zur Ruhe kommen, deshalb bin ich friedlich und viel nützlicher alö du.

Der Sommer. Solches bist du mit nichten, denn du stellst die Schifffahrt und Mühlwerke ein, und wo dein Schnee auf einem Berg liegt, da rollen schreckliche Lavinen herab; durch deine Eisbrüche und Ungewitter ersaufen viele Leute, d'rum bin ich dem Erdreich eine süße Mutter, du aber sein Stiefvater.

Der Winter. O du boshafte Schlange! wer ist denn schrecklicher als du, und wie hart setzest du Menschen und Vieh zu, mit grausamen Donner und Blitzen, die du in Häuser und Thürme schleuderst; du zündest den groſsen Forst an, dein Schauer verdirbt die Bauseder, dein Reif die zarten Früchte;

dein Sturmwind reißt Bäume und Häuser ein; und deine Wolkenbrüche ersäufen ganze Städte; deine Platzregen versenken die Felder und deine überflüssige Nässe macht theure Zeit, so wie deine unmäßige Trokkene Hungersnoth hervorbringt — d'rum mach' fort und räume mir den Garten, worin ich deiner harren will, bis der Lenz wieder erscheint, und dann magst du hier abermals einkehren; aber diesmal kannst du hier nicht länger bleiben, und so du nicht fort gehest, so muß ich dich mit Gewalt verjagen.

Der Sommer schlich traurig aus dem Garten, welchen der Winter alsbald in Besitz nahm, und wie er eintrat, und in der Kreuz hin und her durch die Gänge schritt, so wurde von Stunde an alles fahl und bleich, die Blätter fielen von den Bäumen, und ich eilte ebenfalls den Garten und mein Sommerhaus zu verlassen, und dachte:

Ach Gott, wie überaus
Wohl hast du geordnet alle Ding
Was jegliche Zeit nehme und bringe,
Lenz, Sommer, Herbst und auch der Winter,
Eine Zeit treibt die andre hinter,
Und bringt auch jeder Zeit ihr Guts
Dem menschlichen Geschlecht zu Nutz,
Daß durch deine Hand gespeiset werde
All' menschliche Creatur auf Erde.
Wie David sagt, im Psalmen weis',
Auf daß dein Glorie, Lob und Preis
Durch alle Creatur aufwachs
Hier und dort ewig wünscht Hanns Sachs.